

KAPITEL I: „DER FLEISSIGE MANN VOM BOSPORUS“

Einleitung

Der Türke ist fleißig und umtriebig und verfügt über einen ausgeprägten Unternehmergeist. Und er ist uns fremd, denn er kommt von weit her. So oder so ähnlich dürften die Konnotationen lauten, die der Titel „Der fleißige Mann vom Bosphorus“ aus der *Berliner Zeitung* in Anlehnung an eine historische Redewendung transportierte.¹ Der Zeitungsartikel beschreibt eine zunehmende unternehmerische Selbständigkeit von Migranten aus der Türkei und reiht sich in zahlreiche Beiträge gleichlautender Botschaft ein: Mit „türkischer Ruck“ überschrieb z.B. *Die Woche* einen Artikel zum selben Thema.² Damit zeichnet sich ein Mediendiskurs ab, den man plakativ mit „die multikulturelle Gesellschaft entdeckt die Ökonomien ihrer Kulturen“ umschreiben kann.

An dem Phänomen, dass sich in Deutschland immer mehr Menschen mit Migrationshintergrund selbständig machen, setzt auch die vorliegende Arbeit an. Nun stellt sich die Frage, was man mit einer Studie über Unternehmer türkischer Herkunft überhaupt lernen kann. Etwas über „die Türken“ und die Art, wie sie Unternehmen führen? Oder etwas über die Besonderheit einer „türkischen“ Wirt-

1 Artikel vom 6.7.2002. Der „kranke Mann vom Bosphorus“ bezeichnete um die Jahrhundertwende das geschwächte Osmanische Reich.

2 Artikel vom 18.12.1998.

schaftsweise oder über den „türkischen Unternehmergeist“, der sich seit einigen Jahren auszubreiten scheint? Der einleitend zugespitzt dargestellte Diskurs vom „fleißigen Mann vom Bosphorus“ suggeriert genau das. „Bei den türkischen Unternehmern ist irgendetwas anders. Finde heraus, was es ist!“ Und der Diskurs erweist sich als mächtig, was sich darin zeigt, dass auch manche wissenschaftliche Untersuchung ähnlichen Forschungsfragen folgt.

Solchen Fragestellungen liegen Vorstellungen zu Grunde, die ein Neben- oder Miteinander von Kulturen als jeweils klar abgrenzbare, homogene Einheiten voraussetzen. Wie zu sehen sein wird, sind sie theoretisch-konzeptionell jedoch nicht haltbar. Selbst, wenn es jemals homogene Kulturen gegeben haben sollte, könnten sie spätestens im Zeitalter der Globalisierung und weltweiten Migrationsbewegungen nicht mehr identifiziert werden. Ebenso müssen aus gesellschaftspolitischer Sicht Bedenken an der Verwendung von solchen essentialistischen Kulturkonzeptionen angemeldet werden. Denn Forschung, die nach vermeintlichen „Eigenschaften“ z.B. türkischer Unternehmer fragt, läuft immer Gefahr, durch die Konstruktion des Anderen auch Ausgrenzung und Diskriminierung zu befördern.³

Gegenwärtige Kulturtheorien lehnen ab, Kultur konzeptionell an eine soziale Gruppe oder an ein Territorium zu binden. Stattdessen werden unter Kultur allgemeiner die Wissensbestände, symbolischen Ordnungen oder Deutungsschemata verstanden, über die Menschen notwendigerweise verfügen, um sich Gegenstände und Handlungen, „Welt“, als sinnhaft erschließen zu können. Solche

3 So ist man als Wissenschaftler selber in dominante Diskurse verstrickt und läuft Gefahr, durch Forschungen zur Reproduktion ethnisierender Diskurse beizutragen. Grundlage des Artikels in der *Berliner Zeitung* waren nämlich pikanterweise quantitative Zwischenergebnisse meiner Studien, die ich auf telefonische Anfrage zur Verfügung stellte. Solchermaßen unkommentiert mussten sie türkische Unternehmer als etwas „Fremdes“ darstellen. Schon die bloße Erklärung türkischer Unternehmer zum untersuchenswerten „Phänomen“ birgt das unausweichliche Risiko, zur wissenschaftlichen Reproduktion eines alltagsweltlich machtvollen Differenzierungssystems beizusteuern.

Deutungsschemata, die z.B. einen gehobenen Arm zur „Begrüßung“ werden lassen, sind aber nicht als ein in sich geschlossenes System eines abgegrenzten Kollektives zu verstehen.

Damit besteht jedoch ein Widerspruch zwischen der theoretischen Position der Nicht-Existenz von homogenen Kulturen einerseits und der alltäglichen Produktion von Sinnsystemen und Wissensordnungen durch konkreten Zeichengebrauch und Handlungspraxis andererseits, in der genau solche Essentialisierungen permanent (re-)produziert werden. Denn das, was als „Kultur“ definiert wurde – Wissensordnungen, Deutungsmuster – ist in sich immer auch durch Klassifikationsschemata differenziert, die dem Handelnden die Einordnung der Dinge und ihre Verstehbarkeit erleichtern, die Komplexität reduzieren und Identitäten bzw. Identitätspositionen konstituieren. Sinn zuschreiben und Identität herstellen geschieht durch Klassifikation und Differenzierung. Dies bedeutet, dass an bestimmten Symbolen wie Sprache, Herkunft und Kleidung Ausschluss und Zugehörigkeit markiert und Differenz hergestellt wird. Es werden also laufend kulturelle Grenzen gezogen, die symbolisieren, dass „auf der anderen Seite“ andere Deutungsschemata herrschten, die mit den eigenen nicht übereinstimmten. Der „fleißige Mann vom Bosphorus“ reproduziert eine solche Grenze, die das Fremde vom Eigenen trennt, und hierzu mit dem entfernten Ort „Bosphorus“ als Bedeutungsträger eine raumbezogene Symbolik einsetzt.

Vermeintliche „Merkmale einer Kultur“ sind demnach konstruierte Deutungsmuster, die im Handeln und in den Handlungsfolgen konkrete Wirkung entfalten. Dies gilt für jegliches Handeln. Auch mutmaßlich rein „ökonomische“ Interaktionssituationen können nicht ohne Bezug zu Deutungsschemata, Kultur, gedacht werden.

Mit „Transkulturalität als Praxis“ wird in Anlehnung an Welsch ein Konzept entwickelt, das den aufgezeigten (vermeintlichen) Widerspruch zwischen den theoretischen Kulturkonzeptionen und der Position handelnder Akteure aufgreift. „Transkulturalität als Praxis“ lenkt den Blick weg von Fragen nach der Ausprägung vermeintlich homogen existierender Kulturen hin zur Frage nach der Praxis der Ziehung kultureller Grenzen.

Identitätskonstituierende Grenzen, an denen ein Innen und ein Außen markiert wird, können an vielen Symbolen gezogen werden.

Es ist aber davon auszugehen, dass das Symbol Herkunft (ebenso wie Geschlecht) besonders wirkmächtig ist und in vielen Handlungskontexten als Grenzmarkierung herangezogen wird. Wenn also im Folgenden aus der Perspektive „Transkulturalität als Praxis“ unternehmerisches Handeln von Selbständigen türkischer Herkunft betrachtet wird, dann nicht, um etwas vermeintlich „typisch Türkisches“ zu entdecken. Vielmehr geht es darum zu verstehen, wie national etikettierte Grenzziehungen wirksam werden. Es stellen sich also die Fragen: Wie, in welchen unternehmensrelevanten Kontexten und in welchen Interaktionssituationen wird ein Unternehmer als „türkischer“ Unternehmer erschaffen (und wie erschafft er sich selber) und welche Konsequenzen hat dies für die ökonomische Komponente seines Handelns?⁴ Diesen Fragen wird in drei Bereichen empirisch nachgegangen, die für eine Unternehmung als zentral angesehen werden: die Unternehmensgründung, die Marktorientierung und die Auswahl von Geschäftspartnern. Damit werden drei dominierende Modellvorstellungen von Forschungen im Bereich „Immigrant Business“ aufgegriffen und unter der Perspektive von „Transkulturalität als Praxis“ reinterpretiert.

Es wird sich zeigen, dass kulturelle Grenzen auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Kontexten produziert und reproduziert werden, was über Unternehmerbiographien nachvollzogen werden kann. Denn biographische Erzählungen bieten sowohl einen Zugang zu gesellschaftlichen Konstitutionsprozessen, etwa wie sich Diskurse in Biographien einschreiben, als auch können durch Narrationen konkrete Handlungssituationen rekonstruiert werden. In dem Einnehmen der biographischen Sicht wird darüber

4 Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen sind „in Deutschland tätige Unternehmer und Unternehmerinnen, deren Familien aus der Türkei stammen“. Wissend um die problematischen Konnotationen werden diese aus sprachpragmatischen Gründen im Folgenden verkürzt als „türkische Unternehmer“, „türkische Betriebe“ etc. bezeichnet. Ebenso werden die Begriffe „Selbständige“ (worunter auch Freiberufler fallen) und „Unternehmer“ synonym verwendet. Sämtliche Bezeichnungen wie Unternehmer, Migranten etc. sind geschlechtsneutral zu verstehen.

hinaus eine Chance dafür gesehen, Fremdheit zu überwinden und gleichzeitig zu verstehen, wie sie hergestellt wird.

Die Unternehmerbiographien machen deutlich, dass kulturelle Grenzziehungen konstitutiv für unternehmerisches Handeln sind. Aber solche Grenzen können auch überschritten werden, da sich Individuen – so eine Grundannahme von „Transkulturalität“ – unterschiedlichen imaginären Gemeinschaften zuordnen können, an deren Konstruktion sie permanent beteiligt sind. Solche Selbstverortungen auf jeweils beiden Seiten verschiedener Grenzen können als eine Kompetenz von Individuen aufgefasst werden, mit Identitätskodierungen flexibel umzugehen. Damit stellt sich die Frage, ob kulturelle Grenzziehungen von Subjekten in unternehmensrelevanten Interaktionssituationen nicht auch absichtsvoll zur Verwirklichung ökonomischer Ziele eingesetzt werden. Spätestens hier wird deutlich, dass „Transkulturalität als Praxis“ zweifach gelesen werden kann. Einerseits als „Beobachtungskonzept“, das den kulturellen Aspekt ökonomischen Handelns erschließen soll. Andererseits als Bezeichnung für eine konkrete Handlungspraxis konkreter Subjekte, die als alltägliche und strategische Transkulturalität weiter differenziert werden kann.

Dominierende Modellvorstellungen im Forschungsgebiet „Immigrant Business“

In der deutschsprachigen Forschungslandschaft wurden Mitte der 1980er Jahre die ersten Untersuchungen zur Selbständigkeit von Migranten verfasst. Sie stammten mit Ausnahme einer Arbeit von Blaschke und Ersöz (1987) vom *Zentrum für Türkeistudien* (Erichsen und Sen 1987), das bis heute die meisten Studien zu diesem Thema veröffentlicht hat (v.a. Zentrum für Türkeistudien 1989 und 1991, Czock 1990, Sen 1997a und 1997b, Goldberg und Sen 1997, Goldberg, Ulusoy und Kizilocak 1999). Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei Betriebsgründungen von Unternehmern türkischer Herkunft; der regionale Schwerpunkt liegt in Nordrhein-Westfalen.

Da es sich bei einer Vielzahl der Analysen um Auftragsarbeiten handelt, sind sie vornehmlich anwendungsorientiert – korrespondierend mit dem Engagement des *Zentrums für Türkeistudien (ZfT)* bei der Beratung ausländischer Existenzgründer.

Methodisch sind die Arbeiten des *ZfT* fast ausschließlich quantitativ ausgerichtet, wobei die Datenerhebung meist schriftlich mittels standardisierter Fragebögen erfolgt. Dementsprechend liefern die Studien in erster Linie Erkenntnisse über betriebliche Strukturdaten (Unternehmensgröße, Investitionsverhalten, sozioökonomische Merkmale der Gründer). Differenzierte Aussagen über die Hintergründe der Gründungsentscheidungen, die in der Lage wären, die mit der unternehmerischen Tätigkeit verbundenen Handlungsstrategien genauer auszuleuchten, können auf dieser Basis nur angerissen werden. Die implizite kulturalistische Grundannahme der Studien wird i.d.R. nicht hinterfragt.

Außer den Arbeiten des *ZfT* fokussieren deutschsprachige Arbeiten auf die Themen Existenzgründungen von Frauen (Hillmann 1998 und 2001) – dabei speziell im Spiegel der Sozial- und Bildungspolitik (Arbeitsgruppe um Aпитзsch 2000, Kontos 2000a und 2000b, Kreide 2000) –, Beschäftigungsverhältnisse in vermeintlich „ethnischen“ Ökonomien (Yavuzcan 2003, Wilpert 1998, Hillmann 2000 und 2002), arbeitsmarktpolitischer Kontext der Selbständigkeit von Ausländern (Loeffelholz, Gieseck und Buch 1994, Cornelsen 1996, Fassmann, Münz und Seifert 1997, Fassmann und Seifert 1997), Integrationswirkungen von Selbständigkeit (Duymaz 1988, Bukow 1993, Özcan und Seifert 2000) und lokale Fallstudien (u.a. Fallenbacher 2001). Hinzu kommen Studien zu Möglichkeiten der Förderung von Existenzgründungen (stellvertretend Haberfellner und Betz 1999), die auf den gestiegenen Bedarf nach anwendungsorientierter Forschung zurückgehen, weil politische Entscheidungsträger in Betriebsgründungen eine Möglichkeit sehen, die hohe Erwerbslosigkeit unter der ausländischen Bevölkerung zu senken. Daneben existieren für das Fallbeispiel Berlin einige Studien zu ausländischen Unternehmern (Pichler 1997, Rudolph und Hillmann 1997, Kapphan 1997, Pécoud 2000 und 2001 sowie vorwiegend studentische Arbeitsgruppen um Scholz 1987a, mit Scholz und Leier 1987, Scholz 1987b, Spies 1988, Ibba 1988, Backs u.a. 1990), an deren empirische Ergebnisse die vorliegende Arbeit anknüpfen kann.

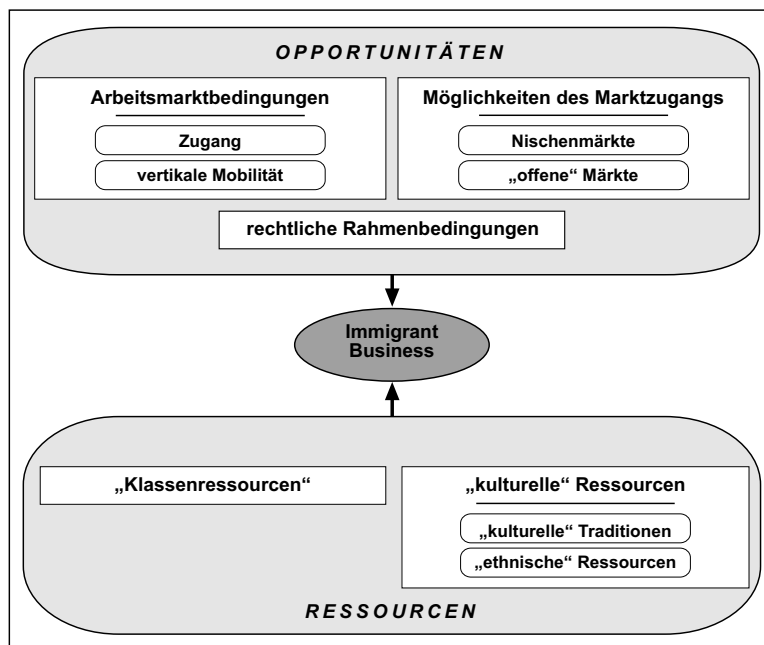
Theoretisch-konzeptionell kommen die wesentlichen Impulse aus dem angloamerikanischen Raum, wo Arbeiten unter dem Schlagwort „Immigrant Business“ bzw. „Ethnic Business“ bereits seit geraumer Zeit im Blickpunkt der sozialwissenschaftlichen Forschung stehen. Wie im Folgenden herausgearbeitet werden soll, ist dabei insbesondere das zu Grunde liegende Verständnis des Zusammenhangs von Kultur und (unternehmerischem) Handeln kritisch zu betrachten, was einen grundsätzlichen Perspektivenwechsel erfordert. Dabei kann an vom „Cultural Turn“ inspirierte Arbeiten angeknüpft werden, die unter Verwendung eines neuen Kulturverständnisses alternative Denkweisen des Zusammenhangs von Kultur und Ökonomie aufzeigen. Unter dem Stichwort „Transkulturalität als Praxis“ können hieraus Anforderungen an handlungsorientierte Arbeiten zum Verhältnis von Kultur und unternehmerischem Handeln abgeleitet werden, die das theoretisch-konzeptionelle Fundament dieser Arbeit bilden.

Das Forschungsfeld „Immigrant Business“ wird von zwei Ansätzen dominiert, die zur Erklärung des unternehmerischen Handelns von Immigranten mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung kombiniert werden (vgl. v.a. Waldinger, Aldrich und Ward 1990): „Opportunitäten“, die die Aufnahmegesellschaft bietet, dazu zählen vornehmlich Möglichkeiten des Marktzugangs und Arbeitsmarktbedingungen, sowie „Ressourcen“ der Migranten, bei denen dem Konzept der Kultur eine zentrale Rolle zukommt (vgl. Abb. 1).

„Opportunitäten“

Strukturelle Rahmenbedingungen stehen bei fast allen Arbeiten zum Thema „Immigrant Business“ als Erklärungsansatz im Vordergrund. Autoren, die auf einer solchen Basis von „Opportunitäten“ argumentieren, verfolgen die Annahme, dass von den Migranten nicht beeinflussbare Rahmenbedingungen in den Aufnahmegesellschaften bestünden, die ihr Handeln wesentlich prägten. Im Fokus stehen dabei zunächst die *Arbeitsmarktbedingungen*, wobei die grundlegende Überlegung lautet, dass Benachteiligungen von Immigranten auf dem Arbeitsmarkt dazu führten, dass zur Existenzsicherung der Weg der Selbständigkeit gewählt wird.

Abbildung 1: Dominierende Modellvorstellungen im Forschungsgebiet „Immigrant Business“



Ansätze, die auf *Möglichkeiten des Marktzugangs* als Erklärungsfaktor für unternehmerische Selbständigkeit verweisen, beruhen auf Thesen, dass bestimmte Marktsegmente mit günstigen Entwicklungsperspektiven speziell für Immigrantengruppen bestünden und Teile der Gesamtwirtschaft existierten, die eher als andere Bereiche für ausländische Selbständigkeit geöffnet seien. Zwei Faktoren werden besonders hervorgehoben:

- Rechtliche Rahmenbedingungen: Sie beeinflussten beispielsweise durch Restriktionen bei der Genehmigung von Unternehmensgründungen oder durch die Erfordernis bestimmter formaler Qualifikationen für die Unternehmensführung sowohl den Umfang als auch die sektorale Struktur des „Immigrant Business“ (vgl. Kapitel 3).

- „Nischenmärkte“: Sie erleichterten die Existenzgründungen von Immigranten dadurch, dass die (vermeintlich homogenen) Konsumbedürfnisse der Zuwanderer eine spezifische Nachfrage schufen, und dass Selbständige der gleichen Herkunft die „kulturelle Kompetenz“ besäßen, um die hierdurch entstehende Marktnische zu besetzen (vgl. Kapitel 4).

„Ressourcen“

Im Unterschied zu Ansätzen, die auf Rahmenbedingungen und Handlungsmöglichkeiten zielen, die durch die Aufnahmegesellschaft geschaffen werden, betonen Ressourcenmodelle vermeintlich gemeinsame Eigenschaften von Menschen gleicher Herkunft. Im Hintergrund solcher Argumentationen steht häufig die Beobachtung, dass Migranten je nach Herkunftsland unterschiedliche Selbständigkeitsquoten aufweisen. Dies erklären Ressourcenmodelle damit, dass bestimmte Gruppen über spezifische *kulturelle Ressourcen* verfügen würden, die den Gang in die Selbständigkeit erleichterten. Hierbei lassen sich so genannte „kulturelle Traditionen“ und „ethnische Netzwerke“ als Argumentationskategorien unterscheiden (Waldinger, Aldrich und Ward 1990; Yoon 1991).

- Als „kulturalistische Ansätze“ können Erklärungsmodelle zusammengefasst werden, hinter denen die Annahme steht, dass Selbständigkeit das Ergebnis spezifischer kultureller Prädispositionen einer Gruppe sei, die unternehmerische Aktivitäten begünstigten. Mit anderen Worten: Vermeintlich „ethno-spezifische“ Handlungsstrategien, die „traditionellen Verhaltensweisen aus der Herkunftsregion“ entstammen (Wiebe 1984), prägen in nahezu deterministischer Weise das Handeln des selbständigen Unternehmers im Aufnahmeland. Hierunter fallen Zuschreibungen wie „arbeiten härter“, „sparen mehr“ oder „haben Geschäfte im Blut“, die bei früheren Arbeiten teilweise im Vordergrund standen. Heute sind sie in solch expliziten Formulierungen weitgehend aus der Diskussion verschwunden. Implizit prägen sie aber immer noch das Grundverständnis zahlreicher Argumentationslinien.

- So zielen Ansätze, welche die Bedeutung „ethnisch“ geprägter Netzwerke oder Netzwerkbeziehungen hervorheben, ebenfalls häufig auf einen vermeintlich homogenen und geteilten kulturellen Hintergrund der Migranten, wenn auch mit einer anderen Schwerpunktsetzung. Solche Beziehungsgeflechte gelten als ein zentraler Bestandteil für den unternehmerischen Erfolg und könnten, so die Argumentation, viele Nachteile ausgleichen, denen ausländische Selbständige unterliegen. Sie würden durch den Außenseiterstatus der Immigranten gefördert, der die Beziehungen unter ihnen intensiviere und zu Vertrauen, Kooperation und kollektiver Selbsthilfe führe und damit Kapitalbeschaffung, Mitarbeiterakquisition und Warenbezug erleichtere.

Betrachtet man die Forschungsansätze, die auf „kulturelle Ressourcen“ abheben, stellt man fest, dass aus sozialtheoretischer Sicht eine implizite strukturalistische Grundposition dominiert, wobei der Strukturbegriff selber kulturalistisch ausgerichtet ist: Strukturen werden in den meisten Ansätzen als vorbewusste Denkgeregeln aufgefasst, die im Bewusstsein des einzelnen Unternehmers verankert sind, aber kollektiv wie „kulturelle Codes“ geteilt werden. Und ohne dass sich die Akteure dessen zwingend bewusst sind, reproduzieren sie mit ihrem unternehmerischen Handeln permanent die virtuelle Realität eines solchen kontextübergreifenden Regelsystems.

Eine andere Strukturvorstellung verfolgen Ansätze, die auf so genannten *Klassenressourcen* beruhen. Sie verstehen Strukturen als quantifizierbare Verteilungsmuster von sozialen Positionen: Die Argumentationsweise beruht darauf, dass Ressourcenverteilungen wie Eigentum an Produktionsmitteln, Finanzkapital oder Bildung letztlich in entscheidender Weise darüber bestimmten, wie Akteure handeln (vgl. Light und Rosenstein 1995a, Waldinger 1994, Light und Rosenstein 1995b). Unternehmertum wird so mit der Ressourcenverfügbarkeit einer „unternehmerischen Klasse“ erklärt, etwa an materiellem Kapital zur Unternehmensgründung, an Bildungskapital zur Unternehmensführung, aber auch an „bourgeoisien Werten, Einstellungen, Kenntnissen und Fertigkeiten, die im Rahmen des Sozialisationsprozesses von Generation zu Generation weitergegeben werden“ (Light 1987).

Kritik

Erklärungsansätze, die auf die strukturellen Rahmenbedingungen des unternehmerischen Handelns fokussieren, tragen durchaus dazu bei, Einflussfaktoren der unternehmerischen Selbständigkeit von Immigranten aufzuzeigen. Auch können sie für ausgewählte Fragestellungen der Entstehung und Entwicklung des „Immigrant Business“ plausible Kausalitäten benennen. Beispielsweise ist der Einfluss rechtlicher Rahmenbedingungen auf den Umfang der Unternehmensgründungen von Ausländern einleuchtend, wenn ausländerrechtliche Bestimmungen den Weg der Selbständigkeit ausschließen bzw. erschweren. Ebenso wird die sektorale Struktur der Unternehmensgründungen dadurch geprägt, dass der Gesetzgeber in bestimmten Bereichen formale Qualifikationen verlangt, z.B. den Meistertitel in bestimmten Handwerken. Und angesichts der aktuellen Arbeitsmarktdaten Deutschlands kann auch die Argumentation nachvollzogen werden, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt und zunehmender Selbständigkeit besteht.

Für sich alleine genommen bleiben Erklärungsansätze, die auf „Opportunitäten“ zielen, jedoch unbefriedigend zum tieferen Verständnis unternehmerischen Handelns. Dies ist darauf zurückzuführen, dass das Handeln der Unternehmer überwiegend als Reflex auf Strukturen gedeutet wird, die außerhalb des Einflussbereiches der Akteure liegen. Solche rein strukturalistischen Erklärungsansätze gehen jedoch an der differenzierten Handlungswirklichkeit der einzelnen Unternehmer vorbei. So bleibt z.B. unklar, warum Arbeitslosigkeit bei manchen zur Selbständigkeit führt und bei anderen nicht.

Daher bedarf es vermehrt qualitativer, handlungsorientierter Studien, die den Unternehmer als Akteur in den Vordergrund der Betrachtung stellen. Denn erst durch die Zielsetzung des „Handlungsverstehens“ (Escher 1999) ist eine Annäherung an Fragen möglich, beispielsweise wie durch strukturelle Rahmenbedingungen eingeschränkte Handlungsspielräume von den Unternehmern sehr unterschiedlich genutzt werden oder welche Bedeutung biographische Ressourcen für die Entwicklung von Unternehmensstrategien haben. Die bislang dominierende Perspektive wird in der vorliegenden Arbeit daher um Ansätze erweitert, die den Blick auf die Wechselbe-

ziehungen zwischen strukturellen Rahmenbedingungen und den Strategien und Handlungen von Akteuren richten können.

Darüber hinaus ist mit Rath und Kloosterman (2000) auch auf internationaler Ebene ein Defizit an theoriegeleiteten Fragestellungen zu konstatieren, weil nur wenige Arbeiten Bezüge zur aktuellen kulturtheoretischen Debatte herstellen und somit versuchen, zur allgemeinen Theoriebildung beizutragen. Insbesondere das Verständnis dessen, was mit dem Attribut „kulturell“ bei zahlreichen Ressourcenansätzen gemeint ist, legen die meisten Studien nicht offen. Aus dem jeweiligen Forschungsdesign und den dominierenden Erklärungsmustern kann für die Mehrzahl der Arbeiten aber ein holistischer Kulturbegriff in Herderscher Tradition konstatiert werden, der Kultur als „historisch-spezifische gesamte Lebensform eines Kollektivs in Differenz zu anderen Kollektiven“ (Reckwitz 1997: 319) versteht, klar abgegrenzt durch ein spezifisches Bündel an „kulturellen Merkmalen“. Ein solches essentialistisches Kulturverständnis wird in jüngerer Zeit jedoch zu Recht in Frage gestellt (vgl. u.a. die Beiträge in Beck 1998).

Insbesondere die „Ressourcenansätze“ argumentieren explizit mit dem Einfluss einer spezifischen, auf der Herkunft basierenden „Kultur“ der Immigranten, die sich in ihren unternehmerischen Handlungsweisen niederschläge. An diesen Vorstellungen können zwei Kritikpunkte formuliert werden: Erstens die dabei immanente und sehr problematische Tendenz der Ethnisierung, d.h. die Fremdzuschreibung kollektiver Identitäten auf Grundlage der Vorstellung von einer Abstammungsgemeinschaft, die mit „kulturellen“ Unterschieden zu anderen Gemeinschaften einhergehe. Zweitens – damit verbunden – ein essentialistisches Kulturverständnis. Dessen Kennzeichen sind die drei Annahmen einer *sozialen Homogenisierung*, d.h. die Kultur präge das Leben eines Kollektivs im Ganzen wie im Einzelnen, wobei die kulturellen Merkmale nicht beliebig erworben oder abgelegt werden könnten, einer *ethnischen Fundierung*, d.h. Lebensformen seien bestimmt durch „Abstammungsgemeinschaften“, und einer *interkulturellen Abgrenzung*, d.h. die Kultur eines Volkes unterscheide sich von der anderer Völker.

Auf Basis dieses, oft impliziten, Kulturverständnisses ist es ein häufiges Resultat von Arbeiten im Bereich des „Immigrant Business“, den ökonomischen Erfolg unterschiedlicher Immigranten-

gruppen einander gegenüberzustellen. Letztlich erscheint die Kategorie „Ethnizität“ als ein Ergebnis von Untersuchungen, obwohl sie deren unreflektierte Prämisse ist. Selbst wenn solche Kategorisierungen nicht zu Fragen missbraucht werden, was denn z.B. die intrinsische Natur von „Blackness“ sei, die dazu führe, dass Schwarze in den USA geringere Einkommen erzielen als Asiaten, besteht die Gefahr, hierdurch Differenz zu produzieren, weil im essentialistischen Sinne verstandene „Kultur“ als eine Erklärungsvariable für unternehmerisches Handeln und unternehmerischen Erfolg herangezogen werden kann. Folge ist die Ethnisierung von politökonomisch bedingten oder sozialen Phänomenen.

Zur Konzeptualisierung des Zusammenhangs von Kultur und unternehmerischem Handeln

Implikationen des „Cultural Turn“ in den Sozialwissenschaften

Wie kann „Kultur“ und wie kann das Verhältnis von Kultur und unternehmerischem Handeln alternativ konzeptualisiert werden? Fruchtbar erscheinen hier Ansätze im Zuge des „Cultural Turn“, wie er derzeit in weiten Bereichen der Sozial- und Geisteswissenschaften und der angelsächsischen Geographie (zum Überblick über die Debatte vgl. u.a. Crang 1997, Jackson 1997, Johnston 1997: 268–317, Soja 1999, Valentine 2002) vollzogen wird. Diese spiegelt sich in neueren Konzeptionen der Kulturgeographie wider (z.B. Anderson u.a. 2003, Crang 1998, Duncan u.a. 2004, Mitchell 2000) und wird in jüngerer Zeit auch von der deutschsprachigen Geographie vermehrt aufgegriffen, wie Tagungen und zunehmende Publikationstätigkeit zeigen (z.B. Gebhardt, Reuber und Wolkersdorfer 2003, Kemper 2003, Natter und Wardenga 2003, Sahr 2003a und b, Werlen 2003a und b). Dabei wird der holistische Kulturbegriff aufgegeben zugunsten eines Verständnisses von Kultur als „handlungskonstituierende Sinnsysteme“, als „modes of generating meaning“ (Giddens u.a. 1994: 2), die als notwendige Bedingung jeglicher sozialer Praxis gel-

ten. Als gemeinsame Basis der heterogenen Ansätze unter dem Dach des „Cultural Turn“⁵ kann ein Kulturbegriff ausgemacht werden, der bedeutungs- und symbolorientiert ist: „Welt“ existiert nur insofern, als dass der Mensch ihr auf der Grundlage von symbolischen Ordnungen eine Bedeutung zuschreibt und sie sich damit erst sinnhaft erschließt. Über „Signifikationsstrukturen“ (Giddens 1997) wird Welt erst verstehbar und damit sind die Bedingungen jeglicher sozialer Praxis. Mit anderen Worten: „Welt“ ist für den Menschen als „animal symbolicum“ (Cassirer 1996) ausschließlich symbolisch erschließbar, und zwar auf der Grundlage von kollektiv geteilten Regelsystemen und Wissensordnungen, die es ermöglichen, Welt mit Bedeutung und Sinn zu versehen.

Versucht man, die unterschiedlichen Akzentsetzungen unter dieser gemeinsamen Grundvorstellung zu systematisieren, lassen sich in Anlehnung an Reckwitz (1999 und 2000) mit einem „Textparadigma“ und einem „Praxisparadigma“ zwei wesentliche Paradigmenkerne aktueller sozialwissenschaftlicher Ansätze ausmachen. Sie unterscheiden sich hinsichtlich der Positionierung des Subjekts bei der Herstellung der symbolischen Ordnungen. Beiden lassen sich aus wirtschaftsgeographischer Perspektive unterschiedliche Fragestellungen zuordnen, wobei die Übergänge fließend sind:

Das „Textparadigma“ (post-)strukturalistischer Provenienz abstrahiert von der Handlungspraxis und stellt stattdessen diskursive Prozesse und Strukturen in den Vordergrund der Analyse. Die Grundvorstellung ist hierbei, dass die kulturelle Welt als ein Verwei-

5 Vor allem in der Wirtschaftsgeographie erscheint der „Cultural Turn“ in theoretischer Grundlegung und konkreten Untersuchungsgegenständen ausgesprochen heterogen. Dies gilt auch für das Verständnis des zentralen Begriffs der „Kultur“, der nur selten explizit definiert und konzeptualisiert wird (Barnett 1998) und sich damit häufig nur indirekt erschließen lässt. Außerdem wird die von einigen Wirtschaftsgeographen geforderte stärkere Hinwendung zur Kultur von anderen vehement abgelehnt, was in der aktuellen Debatte in *Antipode* und Titeln wie „Killing Economic Geography with a ‘Cultural Turn’ Overdose“ (Rodríguez-Pose 2001) zum Ausdruck kommt.

sungszusammenhang von sozial konventionalisierten Zeichensystemen verstanden werden kann, die sich in Diskursen und darüber hinaus in sämtlichen signifikanten Gegenständen des Alltagslebens, vom Konsumartikel bis zum Kunstwerk, permanent reproduzieren. Es gibt also keine Gegenstände, Personen etc. an sich, sondern sie werden erst – auf kontingente Weise – zu Gegenständen oder Personen innerhalb eines Aussage- und Zeichensystems, das ihnen eine Bedeutung zuweist und damit zur Existenz verhilft. Damit wird das Subjekt radikal dezentriert, weil Bedeutung unabhängig von subjektiven Sinnzuschreibungen diskursiv innerhalb der Zeichensysteme produziert und reproduziert wird. Bezogen auf das Verhältnis von Kultur und Ökonomie verfolgen wirtschaftsgeographische Arbeiten aus dieser Perspektive z.B. das Ziel, vermeintlich neutrale Bestandteile des Ökonomischen wie „Erfolg“ oder die Kategorie „Unternehmer“ als diskursiv geschaffene Konstruktionen aufzudecken und die Rolle solcher bedeutungsschaffenden und damit kulturellen Metadiskurse für die Regulation ökonomischen Lebens zu betonen. Auch die Kategorie Ethnizität bzw. national etikettierte Herkunft und die damit verbundenen Differenzierungsschemata können als Teile solcher Metadiskurse aufgefasst werden.

Unter dem „Praxisparadigma“ zusammenzufassende Ansätze – hierunter zählen als prominenteste die Kulturtheorien Bourdieus und Giddens, aber auch Arbeiten im Kontext und der Tradition des symbolischen Interaktionismus oder der Ethnomethodologie – stellen demgegenüber die von impliziten Wissensbeständen und Interpretationsweisen angetriebene Handlungspraxis in den Vordergrund der Analyse. Mit der Fokussierung auf die Figur des Akteurs erscheinen sie geeigneter, das Verhältnis von Kultur und unternehmerischem Handeln zu konzeptualisieren. Leitende Vorstellung ist dabei, dass Akteure ihre sozialen und damit auch ökonomischen Praktiken dadurch hervorzubringen vermögen, dass sie über eine Art „Vorrat“ an Deutungsschemata und symbolischen Ordnungen verfügen, auf deren Basis sie Welt auf bestimmte Art verstehen. Solche Deutungsschemata sind notwendigerweise kollektiv geteilt und diskursiv vermittelt. Sie können sowohl bestimmte routinisierte Handlungsweisen ermöglichen als auch den Spielraum denkbaren Handelns einschränken, und sie enthalten die Differenzierungsschemata, entlang derer sich Identitäten bzw. Identitätspositionen ausbilden können.

Dadurch, dass in der Handlungspraxis symbolische Ordnungen kontinuierlich reproduziert werden, wird die Stellung des Subjekts dezentriert, aber nicht – wie beim „Text-Paradigma“ – passivisch als Diskurseffekt begriffen, sondern im Konzept des Akteurs als Hervorbringer sozialer Praktiken wieder rekonstruiert – sei es im Sinne des Habitus-Konzepts bei Bourdieu, sei es im Sinne des Giddenschen rekursiven Verhältnisses von Struktur und Handlung. Hiermit rückt der Zusammenhang zwischen symbolischer Ordnung und sozialer Praxis in den Mittelpunkt des Interesses. Kulturtheoretische Handlungserklärungen, die auf einem bedeutungs- und symbolorientiertem Kulturbegriff aufbauen, setzen sich somit von Handlungserklärungen über Wünsche und Interessen (rational choice) oder kollektiv geteilte Normsysteme (homo sociologicus) ab. Das Handeln eines Unternehmers würde vielmehr verständlich durch eine Rekonstruktion seiner situierten symbolischen Organisation der Wirklichkeit und eine Analyse seiner in der Handlung herangezogenen Deutungsschemata.

Mit einem solchen Zugang lässt sich eine Verbindung zu den „Embeddedness“-Ansätzen ziehen, die ursprünglich im Bereich der Wirtschaftssoziologie (Granovetter 1995) entwickelt worden sind und mittlerweile zahlreiche Reflexionen über den Gegenstand der Wirtschaftsgeographie prägen (z.B. Grabher 1993, Glückler 2001, Bathelt und Glückler 2002). Hier ist allerdings analytisch zu trennen zwischen „sozialer“ und „kultureller“ Embeddedness. Soziale Embeddedness versteht jegliches ökonomisches Handeln als grundsätzlich auch soziales Handeln und damit eingebettet in Strukturen sozialer Beziehungen des Kennens oder Anerkennens. Das wäre dann aber mehr als „Social Turn“ denn als „Cultural Turn“ zu bezeichnen. Kulturelle Embeddedness hebt demgegenüber – in Anlehnung an den oben skizzierten Kulturbegriff – explizit auf die Rolle gemeinsamer Deutungsschemata für ökonomische Interaktionen ab, was z.B. in der Definition von kultureller Embeddedness als „shared collective understandings in shaping economic strategies and goals“ bei Zukin und DiMaggio (1990: 17) zum Ausdruck kommt. Ihre Rolle für unternehmerisches Handeln leuchtet ein. So lässt sich in Interaktionssituationen, z.B. einer geschäftlichen Vereinbarung zwischen zwei Unternehmern, nur dann ein für beide Beteiligte befriedigendes Ergebnis erzielen, wenn bezüglich der Einschätzung dessen, wie z.B.

Abreden besiegelt werden und wie verbindlich sie sind, zwischen den Geschäftspartnern Bedeutungsgleichheit besteht.

In wirtschaftsgeographischen Arbeiten, die auf die Rolle kultureller Embeddedness abheben und damit den Zusammenhang zwischen unternehmerischem Handeln und Kultur explizit ins Auge fassen, wird dann beispielsweise betont,

- dass „a *common cultural background*“ von entscheidender Bedeutung für den Informationsaustausch zwischen Akteuren sei (Gertler 1997: 49 nach Lundvall 1988: 355),
- dass regionale Institutionen „shape and are shaped by the *local culture*, the shared understandings and practices that unify a community and define everything from labor market behavior to attitudes toward risk-taking“ (Saxenian 1994: 8),
- oder dass „*locally generated cultures*“ als Basis für ökonomisches Handeln und Innovation dienen, weil für Wissensaustausch und Lernprozesse Face-to-face-Kontakte und ein „high degree of mutual trust and understanding, which is often constructed around *shared values and culture*“ erforderlich seien (Amin und Thrift 1997: 155, alle Hervorhebungen durch den Autor).

Auf der einen Seite besteht hier also eine explizite Einbeziehung von Kultur in wirtschaftsgeographische Untersuchungen. Auf der anderen Seite kann mit Boeckler und Lindner (1999) aber bei zahlreichen Arbeiten konstatiert werden, dass für die Konzeptualisierung des Kulturellen eine vergleichsweise statische und homogene Kulturvorstellung maßgeblich ist. Dies lässt sich v.a. an der Konstruktion von kulturellen Grenzen verdeutlichen, wenn man dem Verständnis von Kultur als „symbolische Ordnung“ folgt, welche immer auch die Gefahr eines „Rückfalls“ in essentialistische Auffassungen von Kultur beinhaltet: So kann erstens die Tendenz festgestellt werden, solche Grenzen an Staaten oder Regionen mit jeweils spezifischen „Regionalkulturen“ zu binden, die z.B. Innovationen erleichtern. Eine solche Annahme der „Territorialisierbarkeit“ von Kultur ist angesichts der Auflösung der Beziehung von Raum und kultureller Reproduktion jedoch bereits zu hinterfragen (u.a. Appadurai 1998). Zweitens ist häufig die Neigung zu beobachten, kulturelle Grenzen als Grenzen zwischen Subjekten zu konzeptualisieren. Hier ist kri-

tisch zu überdenken, ob grundsätzlich eine eindeutige Zuordnung eines Individuums bzw. sozialen Kollektivs zu einer symbolischen Ordnung vorausgesetzt werden kann.

Transkulturalität als Praxis

Eine Möglichkeit, der aufgeworfenen Problematik der kulturellen Grenzen zu begegnen, bietet das Konzept der Transkulturalität, das der Philosoph Wolfgang Welsch (1992 und 1999) entwickelt hat. Welsch geht mit Hinweis auf die Globalisierungsdebatten zunächst davon aus, dass territorial verortbare homogene Kulturen aufgrund vielfältiger Verflechtungszusammenhänge nicht mehr angenommen werden könnten. Transkulturalität impliziert in diesem Sinne die Werlensche „Entankerung“ (1997), die Transnationalisierung (Faist 2000, Pries 1996 und 1997) und Deterritorialisierung (Castells 2001) sozialer Beziehungen, kurz: die Aufhebung der Kongruenz von Territorium und Kultur, die von den traditionellen Kulturraumtheorien angenommen wird und von mancher Debatte über „regionale Identität“ weitergesponnen wird.

Gleichzeitig verschiebt Welsch die angenommene theoretische Lage kultureller Grenzen von einer *interpersonalen* auf eine *intrapersonale* Ebene, d.h. auf die Ebene einzelner Individuen. Diese Vorstellung lässt sich anschließen an Arbeiten im Umfeld der „Cultural Studies“ und postkolonialen Theorien, deren prominenteste Vertreter wie Hall (1994 und 1999), Said (1979) und Bhabha (1994) den kulturalistischen Essenzialismus in den Debatten um „Kultur“ und „Identität“ überwinden halfen. So wird die Vorstellung von einer „wesenhaften“ Identität zugunsten der Vorstellung vielfach differenzierter Identitätspositionen aufgegeben, die in Relation zu sozialen Kontexten und spezifischen Orten konstruiert werden. Somers fasst dies prägnant zusammen:

„Narrative identities are constituted by a person's temporally and spatially variable place in culturally constructed stories composed of (breakable) rules, (variable) practices, binding (and unbinding) institutions, and the multiple plots of family, nation, or economic life. Most importantly, however, narratives are not in-

corporated into the self in any direct way; rather, they are mediated through the enormous spectrum of social and political institutions and practices that constitute our social world“ (1994: 635, zit. nach Miller u.a. 1998: 20).

Individuen sind mit Welsch mit einer basalen Fähigkeit zur Transkulturalität ausgestattet und verfügten somit über unterschiedliche kulturelle Bezugssysteme. Die mit jeder Grenze verbundene Innen-Außen-Differenz wird konzeptionell damit auf die Ebene des einzelnen Subjekts verschoben. Im Anschluss daran können Grenzen als vom Individuum prinzipiell verfügbar gedacht werden. Damit wird auch die Vorstellung von Kultur als einem per se gegebenen und in sich geschlossenen Verweisungszusammenhang von Symbolen obsolet. Gleichzeitig bleiben aber „kulturelle Differenzen“ denkbar und werden zentral zum Verständnis der dialektischen Beziehung zwischen Identität und Differenz, in der sich das Eigene über seine Beziehung zum Anderen erschafft: als Konstruktion entlang Zugehörigkeit und Ausschluss markierender Symbole.

Auf Basis dieser Überlegungen lässt sich Kultur für die empirische Forschungspraxis konzeptualisieren. Hierfür wird der Begriff „Transkulturalität als Praxis“ vorgeschlagen. Dieses Konzept setzt an dem vermeintlichen Paradox an, das sich zwischen der theoretischen Position der Nicht-Existenz von homogenen Kulturen und der Position des handelnden Akteurs aufspannt. So wurde bereits darauf hingewiesen, dass Essentialisierungen und homogene Kulturen diskursiv konstruiert sind und in der Bezeichnungs- und Handlungspraxis permanent (re-)produziert werden. Denn kollektiv verfügbare Deutungsmuster, wie Welt zu verstehen ist, sind im Sinne des Bourdieuschen Unterscheidungssinns (1982) untrennbar verbunden mit Klassifikationsschemata, welche die Einordnung der Dinge erleichtern, indem an bestimmten Symbolen Ausschluss und Zugehörigkeit markiert wird. Damit gehen permanente Grenzziehungen einher; „kulturelle“, da Bedeutung schaffende Grenzziehungen, anhand derer das vertraute, dazugehörnde „Innen“ vom unvertrauten, nicht dazugehörenden „Außen“ geschieden wird.

Die Perspektive der „Transkulturalität als Praxis“ richtet den Blick genau auf diese Grenzziehungen. Sie teilt damit die konzeptionelle Kritik an essentialistischen Kulturvorstellungen, nimmt aber

gleichzeitig die alltäglichen und sehr machtvollen, z.B. „ethnisierenden“ Grenzziehungen in den Blick. Einer ähnlichen Idee folgt auch Boeckler (1999) bei seiner Konzeptualisierung von „Kultur als dia-kritische Praxis“, als fortwährendes Einfügen von kontingenten Unterscheidungen in die prinzipiell nicht getrennte Welt.

Das Konzept der „Transkulturalität als Praxis“ bietet die Möglichkeit, Fragen der Analyse zugänglich zu machen, „wie“, „mit welchen Symbolen“ und „in welchen Kontexten“ Akteure in unternehmensrelevanten Interaktionen kulturelle, Bedeutung schaffende Grenzen ziehen. Damit sollen wirtschaftsgeographische Fragestellungen um eine wichtige Perspektive erweitert werden, indem der kulturelle Aspekt ökonomischen Handelns erschließbar wird, ohne sich in die „essentialistische Falle“ zu begeben.

Darüber hinaus ist „Transkulturalität als Praxis“ aber nicht nur als Analysekonzept zu verstehen. Gleichermaßen kann es als konkrete Handlungspraxis konkreter Subjekte gelesen werden. Denn durch die Verschiebung der Innen-Außen-Differenzen bei der Herstellung kultureller Grenzen auf die Ebene des Subjekts wird die individuelle Fähigkeit, sich unterschiedlichen „imaginären Gemeinschaften“ (Anderson 1983) zuzuordnen, sowohl konzeptionell akzeptiert als auch empirisch greifbar. Menschen verfügen also, so die Annahme, über Handlungsroutinen, mit denen sie sich in Form einer „alltäglichen Transkulturalität“ in unterschiedlichen Deutungsschemata verorten können, um z.B. in ökonomischen Interaktionssituationen Bedeutungsgleichheit mit Geschäftspartnern herzustellen.

Sind dem Akteur solche Deutungsschemata reflexiv zugänglich und damit absichtsvoll einsetzbar, kann „alltägliche Transkulturalität“ zur strategischen werden. „Strategische Transkulturalität“ wird hier als Begriff für eine Fähigkeit vorgeschlagen, sich im Sinne eines „milieu moving“ (Werbner 1999) reflexiv in unterschiedlichen Symbolsystemen orientieren und in ihnen operieren zu können.⁶ Kulturelle Embeddedness wäre dann nicht etwas durch bloßes „Sein“ Exi-

6 Auch Boeckler verwendet den Begriff der „strategischen Transkulturalität“ (1999: 183), bezieht „strategisch“ jedoch nicht auf das Handeln der Akteure, sondern auf die wissenschaftliche Verwendung des Konzeptes.

stierendes, wie es manche Arbeit unter diesem Label vermittelt, sondern etwas situativ durch die kommunikative und die Handlungspraxis hergestelltes – und damit Veränderung Zugängliches. Kulturelle Deutungsschemata können damit als für die soziale Praxis handlungsleitend aufgefasst werden, aber als „Repertoire“, das verschiedene Handlungsoptionen bereithält und zu dem Individuen einen reflexiven Zugang besitzen können.

„Transkulturalität als Praxis“ erschließt sich auf der individuellen Ebene aber in sehr differenzierter Weise. So kann der Aussage Edward Saids „Niemand ist heute nur ganz und rein eines“ (1993: 407) aus einer theoretischen Perspektive grundsätzlich zugestimmt werden. Personen, die im Laufe ihrer biographischen Erfahrungen mit tiefgreifenden Sinnbrüchen konfrontiert wurden und werden, sei es infolge von Migration, sei es aufgrund einer permanenten Auseinandersetzung mit ethnisierenden Fremdzuschreibungen, erleben dies jedoch in sehr ausgeprägter Form. Grenzziehungen werden an vielfältigen und unterschiedlichen Symbolen vorgenommen und können für jegliche (ökonomische) Interaktion als konstitutiv betrachtet werden. Grenzziehungen entlang der Herkunft sind jedoch besonders wirkungsmächtig und damit gut geeignet, um ein Konzept „Transkulturalität als Praxis“ empirisch zu verwenden.

Darum wird die unternehmerische Selbständigkeit von Menschen mit Migrationshintergrund für die Analyse der kulturellen Dimension ökonomischen Handelns als besonders fruchtbar angesehen, wobei unter „kulturelle Dimension“ die (Re-)Produktion von Deutungsschemata und Wissensordnungen in der Handlungspraxis verstanden wird. Dies richtet den Fokus auf Unternehmer, die im Rahmen ihrer unternehmerischen Praxis permanent kulturelle Deutungsschemata verhandeln, bzw. sich in unterschiedlichen „symbolischen Ordnungen“ verorten, an deren Konstruktion sie permanent beteiligt sind. Hierfür entwickeln sie – in terminologischer Anlehnung an Giddens (1997: 57) – einerseits im „praktischen Bewusstsein“ verfügbare Handlungsroutrinen „alltäglicher Transkulturalität“, andererseits im „diskursiven Bewusstsein“ verfügbare Handlungsoptionen im Sinne „strategischer Transkulturalität“.

Um die kulturelle Dimension unternehmerischen Handelns im definierten Sinne in der empirischen Forschungspraxis fassbar zu machen, scheint das Konzept der „Transkulturalität als Praxis“

grundsätzlich geeignet zu sein. Das im weiteren Verlauf zu Grunde gelegte konstruktivistische Kulturverständnis sowie die grundlegenden Annahmen zur Erschließbarkeit des „Kulturellen“ seien abschließend thesenartig in fünf Positionen skizziert:

1. Im Sinne eines bedeutungs- und symbolorientierten Kulturbegriffs wird Kultur verstanden als kollektiv geteilte, aber nicht an ein definierbares Kollektiv gebundene, vielfach differenzierte und konstruierte Deutungsschemata, mittels derer sich Akteure Welt sinnhaft erschaffen und erschließen. Sie ist damit notwendige Bedingung jeglicher sozialer Praxis und deshalb auch unternehmerischen Handelns.
2. Forschung, die das Verhältnis von Kultur und unternehmerischem Handeln untersucht, sollte nicht der Versuchung erliegen, Aussagen über das „Wesenhafte“ einer spezifischen Kultur zu machen. Kultur ist auf solche Weise nicht erfassbar und damit auch als eine allgemeine Kategorie zum Verstehen oder Begründen unternehmerischen Handelns ungeeignet. So kann es auch nicht Ziel dieser Arbeit sein, Aussagen über *das* türkische Unternehmertum zu machen – selbst wenn es einheitlichen Regeln folgen würde. Denn wenn, wie oben zu Grunde gelegt, Akteure einen reflexiven Zugang zu Deutungsschemata, Kultur, besitzen, können auch kulturelle Praktiken letztlich nur als eine spezifische Form der Interpretation von Kultur gedeutet werden. Außerdem handelt es sich immer um Beobachtungen zweiter Ordnung, wenn „von außen“ Feststellungen darüber getroffen werden, wie Subjekte ihre soziale Wirklichkeit interpretieren. Damit besteht, worauf insbesondere Geertz (1987) aufmerksam gemacht hat, ein unlösbares Verhältnis zwischen Kultur und Interpretation, weshalb keine endgültigen und allgemeinen Aussagen über Kultur getroffen werden können.⁷
3. Kultur wird im Folgenden primär als Prozess verstanden, weil die Bedeutungen kultureller Symbole im Sinne von „Transkulturalität als Praxis“ kontinuierlich (re-)produziert und interpretiert werden. Damit rückt die Frage in den Vordergrund, wie Deutungsmuster von Akteuren ständig neu verhandelt werden (Schiffauer 1997, Wimmer 1997). Die für unternehmerisches Handeln skizzierte Kompetenz zur „strategischen Transkulturalität“ muss

dann als Kompetenz interpretiert werden, mehr oder weniger souverän in unterschiedlichen Diskursfeldern absichtsvoll zu operieren (Schiffauer 1997). Damit müssen auch Fragen der Macht, verstanden als Fähigkeit, seine Deutungen durchzusetzen, Gegenstand der Betrachtungen werden. Gleichzeitig – auf dieses vermeintliche Paradoxon hat Schiffauer (1997) hingewiesen – muss Kultur aber auch als vergleichsweise stabiles System konzeptualisierbar sein, weil Handelnde sich in jeder Interaktion immer auf andere Akteure und von ihnen herangezogene Deutungsmuster beziehen und damit zu einer Verfestigung, zu einer in die Handlungspraxis eingebundenen Reproduktion „gemeinsamer Deutungsschemata“ beitragen.

4. Aufgrund der prinzipiellen Unbestimmbarkeit von Kultur lassen sich nur Aussagen über einzelne, kulturelle Symbole treffen wie Sprache oder – mehr auf die Unternehmenspraxis bezogen – Gepflogenheiten der Besiegelung von Absprachen. Denn nur sie können letztlich als Indikator für identitätskonstituierende Zuordnungs- und Ausschließungspraktiken im Sinne von „wer oder was gehört wozu“ dienen. Solche Grenzziehungen, markiert an kulturellen Symbolen, verweisen damit aber nicht auf eine dahinter liegende absolute Grenze der Kultur, sondern sie laufen eher ineinander, manchmal quer zueinander, was erneut die Unbestimmbarkeit von Kultur als Unität verdeutlicht.
5. Im Anschluss an die Überlegungen zur „Transkulturalität als Praxis“ wird die Partizipation der Akteure an unterschiedlichen, heterogenen, oftmals inkommensurabel konstruierten symbolischen Ordnungen als untersuchungsleitend aufgefasst. Dies bedingt zwangsläufig, dass unternehmerisches Handeln immer als kontextabhängiges Handeln betrachtet werden muss. Überträgt

-
- 7 Außerdem ist die Vorstellung von *dem* türkischen Unternehmertum nicht nur aus einer theoretischen Perspektive unhaltbar, sondern auch praktisch nicht möglich, da die Frage der Abgrenzung unlösbar wäre: entlang der Staatsangehörigkeit (z.B. türkisch/deutsch), der dazu quer laufenden Sprache (z.B. türkisch/kurdisch), der dazu quer laufenden religiösen Orientierung (z.B. sunnitisch/alevitisch) etc.?

man Kontextualität auf den reflexiven Gebrauch von Deutungsschemata, kann der Sinngehalt einer Handlung oder Interaktion nur im Hinblick auf eine *bestimmte* Situation nachvollzogen werden und nicht nach einem vermeintlich in *allen* Situationen gültigen, übergreifenden Bedeutungssystem des Handelnden.

Fragestellung und das Problem der „Wiederholung der Zuschreibung“

Aus den theoretisch-konzeptionellen Vorüberlegungen können zwei Zielsetzungen für die vorliegende Arbeit abgeleitet werden: Erstens soll sie einen Beitrag zur Theoriebildung leisten, indem die kulturelle Dimension ökonomischen Handelns im definierten Sinne konzeptionell gefasst und für die empirische Forschungspraxis erschließbar wird. Damit sollen wirtschaftsgeographische Fragestellungen um eine wichtige Perspektive ergänzt werden. Hierzu wurde das Konzept „Transkulturalität als Praxis“ entwickelt. Zweitens soll die Arbeit zu einem differenzierteren Verständnis der Selbständigkeit von Menschen türkischer Herkunft in Deutschland beisteuern. Über die Prüfung des Konzepts anhand der empirischen Erhebungen sind beide Zielsetzungen miteinander verknüpft.

Nimmt man die eingangs dargelegten theoretischen Überlegungen ernst und will nicht in reifizierende Stereotype zurückfallen, muss man eine Perspektive einnehmen, die nicht nach „Inhalten“ vermeintlich gegebener „Kulturen“ sucht, sondern die Ziehung kultureller Grenzen in den Vordergrund stellt. Es geht damit um die Fragen, wie Grenzen entlang kultureller Symbole in unterschiedlichen Kontexten permanent produziert und reproduziert werden, und wie sie ökonomisch wirksam werden. Dabei wird angenommen, dass die Grenzkonstruktion entlang der Herkunft eine sehr wirkungsmächtige ist und auf unterschiedlichen Ebenen zum Tragen kommt. Daher erscheinen Unternehmer mit (familiärem) Migrationshintergrund zur Analyse des Zusammenhangs von Kultur und unternehmerischem Handeln besonders geeignet, weil sie in ihrer

Biographie eine permanente Auseinandersetzung mit Selbst- oder Fremdzuschreibungen entlang derart national etikettierter Grenzen erleben.

Für die empirische Umsetzung der Frage, wie solche Grenzen in unternehmerischen Handlungskontexten (re-)produziert werden, werden drei dominierende Erklärungsansätze der Forschungen zum „Immigrant Business“ herangezogen und vor dem Hintergrund des Konzepts „Transkulturalität als Praxis“ reinterpretiert:

- In Kapitel 3 werden zunächst die ausländerrechtlichen Rahmenbedingungen und der Arbeitsmarkt in den Blick genommen. Ihnen wird ein großer Einfluss v.a. auf die Unternehmensgründung zugesprochen. Dem wird auf Ebene der Makroanalyse sowie durch eine Rekonstruktion der Gründungssituation auf der Handlungsebene nachgegangen. Dabei stellt sich insbesondere die Frage, ob nicht auch den strukturellen Rahmenbedingungen ein auf Herkunft beruhendes Differenzierungssystem inhärent ist, und welche Bedeutung eine solche „institutionalisierte Ethnisierung“ z.B. für die Einschreibung von Identitätspositionen in die Unternehmerbiographie hat, was sich wiederum in der Unternehmensgründung bemerkbar macht.
- Kapitel 4 behandelt die unternehmerisch zentrale Frage der Marktausrichtung. Ihm liegt die Auffassung zu Grunde, dass Märkte nicht per se existieren, sondern sozial hergestellt sind. Unternehmer richten ihre Produkt- oder Absatzstrategien an von ihnen z.B. „ethnisch“ konstruierten Marktsegmenten aus, in denen sie die größten Absatzchancen sehen. Die Marktabgrenzung ist jedoch keine rein individuelle Leistung, sondern wird darüber hinaus durch machtvolle Zuschreibungsdiskurse vermittelt. Hieraus ergeben sich die Fragen, welche Rolle national etikettierte kulturelle Grenzen bei der Segmentierung von Märkten spielen und welcher unternehmensrelevante Zusammenhang zwischen einem Diskurs, der Märkte ethnisch konnotiert, und biographischen Ressourcen der Unternehmer identifiziert werden kann.
- Kapitel 5 widmet sich der Situiertheit unternehmerischen Handelns in sozialen Beziehungen, die von der Wirtschaftssoziologie als konstitutiv für jegliches ökonomisches Handeln anerkannt worden ist. Dabei ist zu fragen, an welchen kulturellen Symbolen

Zugehörigkeit zu bzw. Ausschluss aus national etikettierten Netzwerken markiert wird und welche ökonomische Bedeutung solche identitätskonstituierenden Grenzziehungen haben, die sich permanent im unternehmerischen Handeln vollziehen (z.B. zur Akkumulation oder zum Verlust ökonomisch verwertbaren sozialen Kapitals).

- Kapitel 6 greift die in den theoretischen Vorüberlegungen skizzierte Fähigkeit zu „strategischer Transkulturalität“ auf. Damit wechselt die Perspektive von Transkulturalität als Beobachtungskonzept zu Transkulturalität als konkrete Handlungspraxis konkreter Subjekte. Es steht also die Frage im Vordergrund, ob Akteure einen reflexiven Zugang zu diskursiv konstruierten Deutungsschemata besitzen und unter welchen Bedingungen sie diese Kompetenz in unternehmensrelevanten Interaktionssituationen absichtsvoll einsetzen können.

An dieser Stelle muss sich eine kritische Reflexion der Fragestellungen und der Auswahl des Fallbeispiels „Unternehmer türkischer Herkunft“ anschließen. Die beiden Ansprüche, einerseits zu einem differenzierten Verständnis der unternehmerischen Selbständigkeit beizutragen und andererseits eine kulturtheoretisch inspirierte Konzeptualisierung des Zusammenhangs von Kultur und ökonomischem Handeln im Sinne von „Transkulturalität als Praxis“ zu entwickeln, erweisen sich bei der Auswahl des Fallbeispiels auf den ersten Blick als widersprüchlich. Obschon gute Gründe dafür sprechen, Unternehmer mit Migrationshintergrund zur Analyse der kulturellen Aspekte unternehmerischen Handelns auszuwählen (s.u.), erscheint eine solche Fokussierung als problematisch.

So muss man zunächst erkennen und akzeptieren, dass alle – nicht nur interpretative – Verfahren der Analyse von Lebenswirklichkeiten unter der Perspektive von „Migration“ oder „Transkulturalität“ zu einer Reproduktion eines Differenzierungssystems beitragen, das zwischen „wir“ und „nicht wir“, „fremd“ und „vertraut“ etc. unterscheidet. Eine solche „Wiederholung der Zuschreibung“ ist in Anlehnung an Mecheril, Scherschel und Schrödter (2002, vgl. auch Bukow u.a. 2001: 130 ff.) ein Strukturmerkmal jeglicher Forschung. Es macht sich auf drei Ebenen des Forschungsprozesses bemerkbar:

- der Konstitution (des Erkenntnisgegenstandes, z.B. türkische Unternehmer als „anders“ oder „besonders“),
- der Rezeption (von Ausprägungen oder Eigenschaften des Forschungsgegenstandes, z.B. türkische Selbständige als „erfolglos“ oder als „Familienunternehmer“)
- und der Produktion (von Texten über den Gegenstand).

Eine solche Wiederholung der Zuschreibung kann nie gänzlich verhindert werden, sollte aber bewusst reflektiert und offen gelegt werden. An einem zentralen „Fallstrick“ der Interviews zur vorliegenden Arbeit sei dies verdeutlicht: Durch die Erzählaufforderung bei den narrativen Interviews („Mich interessieren die Familien- und Lebensgeschichten von Selbständigen, deren Familien aus der Türkei stammen ...“, s.u.) wurde ein Erkenntnisinteresse vermittelt, mit dem zwangsläufig ein Differenzsystem (re-)produziert wurde, nämlich „Türken sind anders, besonders, untersuchungswert“. Das ließ sich nicht verhindern, da der zweimalige Versuch eines Verzichts auf nationale Etiketten bei der Gesprächseröffnung von den Interviewpartnern sofort als „bewusste Ignorierung“ erkannt wurde, was die Differenz noch verstärkte. Bei der Auswertung mussten die Ergebnisse daher reinterpretiert werden. Der Umstand, dass fast alle Biographen ihre Lebensgeschichte mit der Migration begannen, konnte nicht mehr – wie anfänglich vermutet – so gedeutet werden, dass sich hier ein grundsätzliches Zeichen für einen einschneidenden biographischen Wendepunkt offenbarte. Vielmehr muss dieser Einstieg in die autobiographische Konstruktion als Reaktion auf einen dominanten Diskurs gelesen werden, der die Unternehmer stets primär als „Türken“ definiert und der durch den Intervieweinstieg reproduziert wurde, was zu einer entsprechenden Selbstverortung führte.

Die Auswahl „Unternehmer aus der Türkei“ soll somit nicht dazu dienen, Klischees über *die* Türken oder *das* türkische Unternehmertum zu produzieren oder zu reproduzieren. Damit liegt es auf der Hand, dass sich auch eine „Vergleichsstudie“, in der z.B. unternehmerisches Handeln unterschiedlicher Migrantengruppen einander gegenübergestellt wird, verbietet: Sie würde Gefahr laufen, auf ein reifizierendes und kulturalistisches Erklärungsmuster zurückzufallen, welches *das* türkische Unternehmertum von *dem* marokkanischen, deutschen etc. unterschiede, und damit essentialistischen Kul-

turvorstellungen Vorschub leisten. Gleiches träte im Übrigen ein, differenzierte man innerhalb der Gruppe von Migranten aus der Türkei zwischen Kurden, Aleviten, Sunniten etc. Vielmehr sollen solche Grenzziehungen, die in alltäglichen unternehmerischen Interaktionssituationen sehr wirkungsmächtig sind, als Konstruktionen aufgedeckt und durch die Analyse der jeweiligen Zuschreibungsprozesse dekonstruiert werden.

Methodische Implikationen und Forschungsdesign

Forschungsvorhaben, die den Zusammenhang von Handlung und Kultur bearbeiten und sich folglich mit Bedeutungszuschreibungen und Sinngebungsprozessen von Handelnden beschäftigen, müssen in ihrem Kern interpretativ-verstehenden Verfahren folgen. Reduktive Menschenbilder wie das eines homo oeconomicus sind kein adäquater Zugang zu Interaktionssituationen und darin verhandelten Deutungsschemata. Qualitative Methoden – und dabei insbesondere die biographische Methode – bilden daher das Gerüst des Forschungsdesigns dieser Arbeit. Eingebettet sind sie in einen methodischen Dreischritt, der – entsprechend der Heterogenität der Fragestellungen und der zu Grunde liegenden Forschungsansätze – auch quantitative Herangehensweisen integriert.

Methoden der qualitativen Sozialforschung haben in den empirisch arbeitenden Sozial- und Wirtschaftswissenschaften wie auch in der Geographie in der jüngeren Zeit breiten Raum eingenommen und gelten weithin als erprobt. Dementsprechend sind die methodologischen Grundlagen und ihre methodischen Implikationen in einschlägigen Lehrbüchern umfassend thematisiert worden und müssen nicht mehr grundsätzlich diskutiert werden (z.B. Strauss 1991, Flick u.a. 1991, Lamnek 1993, Flick, von Kardorff und Steinke 2000, Brühsemeister 2000). Im Folgenden ist vornehmlich die Auswahl der Erhebungsmethode zu begründen, die sich primär aus den Anforderungen der theoretisch-konzeptionellen Vorüberlegungen ergibt.

Narrationen und Biographien

„Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht“ (Geertz 1987: 9). Überträgt man diese zentrale Aussage aus Clifford Geertz’ „Dichter Beschreibung“ auf kulturtheoretisch inspiriertes Handlungsverstehen, so wird das Handeln der Unternehmer nachvollziehbar durch eine Rekonstruktion ihrer symbolischen Organisation der Wirklichkeit und durch eine Analyse der Deutungsmuster und Regelsysteme, die sie in Interaktionen heranziehen. Folgt man darüber hinaus den konzeptionellen Annahmen eines Gebrauchs kultureller Ordnungen im Sinne einer „Transkulturalität als Praxis“, ergibt sich gleichzeitig, Sinn konstituierende Bedeutungszuschreibungen immer als kontextabhängig und gebunden an eine spezifische Handlungssituation zu begreifen.

Beide Annahmen haben Konsequenzen für die Wahl der Erhebungsmethode. Sie muss in der Lage sein, sowohl konkrete Handlungssituationen und -kontexte nachzuzeichnen als auch die Sinn- und Bedeutungszuschreibungen des Handelnden in den entsprechenden Situationen zu rekonstruieren und damit letztlich das Verhältnis von Subjekt und „Struktur“ (etwa in Form dominanter Diskurse) zu thematisieren. Das an der Biographie ansetzende narrative Interview, wie es von Fritz Schütze (1976, 1977 und 1983) entwickelt wurde, ist die konsequenteste und wirksamste Interviewmethode, um diesen Anforderungen gerecht zu werden.

Im Rahmen eines biographisch-narrativen Interviews wird der Unternehmer aufgefordert, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er wird also vor die Aufgabe gestellt, darzustellen, wer er ist und wie er zu dem geworden ist, der er ist. Das Erzählen der Biographie kann damit als ein performativer Akt aufgefasst werden, bei dem Subjekte Identität herstellen bzw. sich einer Identität versichern, bei dem aber auch Wandlungen von Identitäten zum Ausdruck kommen. Wie ausgeführt, finden Identitätskonstruktionen aber immer durch „in Beziehung setzen“ im Rahmen strukturell wirkender Differenzsysteme statt – entlang kultureller Grenzen im einleitend definierten

Sinne. Dadurch kann dem biographischen Ansatz das Potenzial zugeschrieben werden, die klassische dualistische Perspektive auf Struktur/Gesellschaft und Individuum zu durchbrechen. Denn er öffnet den Blick dafür, wie strukturelle Rahmenbedingungen in individuelle Biographien eingeschrieben werden und in bestimmten Situationen Handlungsrelevanz erlangen. Eine erzählte Biographie kann damit als ein „Konglomerat aus diskursiven, institutionellen und sozialen Praktiken“ aufgefasst werden und damit als „Symbol für das Denken der Vergangenheit, für die Reflexion über das Vollbrachte, für das Konstituierte und das Konstruierende (Gutiérrez Rodríguez 1999: 35, nach Derrida 1994: 12).

Das narrative Interview gliedert sich in drei zentrale Teile (vgl. Schütze 1983: 285): Nach einer (1) allgemein gehaltenen Erzählauforderung wird der Interviewpartner zunächst um die Erzählung seiner Lebensgeschichte (oder bestimmter Phasen seines Lebens) gebeten. In seiner darauf folgenden (2) Haupterzählung wird er nicht mit Detaillierungs- oder Verständnisfragen („Wie war das?“ „Wann war das?“) unterbrochen, weil die Autobiographen dann erfahrungsgemäß von der Erzählform in eine Berichts- oder Argumentationsform wechseln. Zudem ist für die Rekonstruktion der Bedeutung einzelner Lebensereignisse und -episoden die Frage wichtig, an welcher Stelle sie vom Autobiographen innerhalb der Selbstpräsentation positioniert werden. Erst nach Abschluss der Haupterzählung durch den Gesprächspartner – signalisiert z.B. durch: „Das war’s so weit“ – werden (3) erzählgenerierende Nachfragen gestellt: zunächst gesprächsimmanent, d.h. anhand der Stichworte, die während der Haupterzählung notiert worden sind, und erst danach gesprächsexmanent, d.h. entlang von Themenbereichen, die aus der Forscherperspektive wichtig erscheinen, von den Autobiographen aber nicht angesprochen worden sind.

Mit Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997: 414 f.) können bei der Erzählauforderung drei Formen unterschieden werden. Bei der offenen Form erfährt der Interviewpartner nichts über das Forschungsinteresse und wird ausschließlich zur Erzählung seiner Biographie aufgefordert. Die geschlossene Form konzentriert die Erzählung dagegen auf ein interessierendes Thema, z.B. die Berufslaufbahn. Im vorliegenden Projekt wurde die mittlere Form gewählt, bei der um eine umfassende Lebensgeschichte gebeten, das Forschungs-

thema aber genannt wird. Dadurch kommt der Autobiograph erfahrungsgemäß auch auf dieses Thema zu sprechen (zu den problematischen Folgen solcher Zuschreibungseffekte s.o.). In den durchgeführten narrativen Interviews lautete die Erzählaufforderung dementsprechend:

„Mich interessieren die Familien- und Lebensgeschichten von Selbständigen, deren Familien aus der Türkei stammen – ihre ganz persönlichen Erfahrungen. Ich möchte Sie daher bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen – also nicht nur Ihre Berufskarriere. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erst mal nicht unterbrechen, werde mir nur einige Notizen machen und später noch darauf zurückkommen.“

Die Frageformulierung ist für den Erfolg des Interviews entscheidend. Wenn vergangene Handlungssituationen rekonstruiert und Aussagen darüber getroffen werden sollen, wie biographische Erlebnisse die gegenwärtige Handlungsorientierung beeinflussen, müssen Erinnerungsprozesse und deren sprachliche Übersetzung in Erzählungen hervorgerufen werden (zu Beispielen erzählgenerierender Fragen vgl. Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997: 416 ff.). Denn Erzählungen sind die einzige verbale Form, in der Handlungsabläufe wiedergegeben werden können. Zudem sind sie in Form von Geschichten an Ort, Zeit und Personen gebunden, stellen also immer einen Bezug zur Handlungssituation her. Aus diesem Grund sind sie besonders geeignet, die Kontextualität des Handelns im Sinne eines Konzeptes „strategischer Transkulturalität“ zu erfassen.

Meinungs- oder Begründungsfragen, wie sie in problemzentrierten Interviews oder in Leitfadeninterviews üblich sind („Weshalb haben Sie damals ihr Unternehmen gegründet?“), erzeugen dagegen keine Erzählungen, sondern Argumentationen. Diese resultieren aber eher aus der Gegenwartsperspektive und der Ausrichtung am Gesprächspartner und sind kaum in der Lage, handlungsrelevante Orientierungen und die Genese von Deutungsmustern zu repräsentieren.

Mit der Gegenwarts- und Vergangenheitsperspektive ist ein konstitutives Merkmal autobiographischer Präsentationen angespro-

chen, das es zu berücksichtigen gilt (zu einer grundsätzlichen Diskussion des biographischen Ansatzes vgl. u.a. Rosenthal 1995, Brüsemeister 2000: 119–187, Fuchs-Heinritz 2000 und die Beiträge in Alheit und Hoerning 1989 sowie Jüttemann und Thomae 1999): Autobiographische Erzählungen werden „gemacht“. Vor allem an biographischen Wendepunkten, bei denen bisherige Erfahrungsmuster nicht mehr greifen und Interpretationsmuster nicht mehr aufrecht erhalten werden können, werden sie von Subjekten konstruiert und rekonstruiert. Sie geben damit keine „faktischen“ oder „wahren“ Lebensläufe wieder (die es ohnehin nicht geben kann).⁸ Biographische Präsentationen verweisen so nicht nur auf das vergangene Erleben von Ereignissen, sondern immer auch auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit. Die Gegenwartssituation wirkt darauf ein, was für bedeutsam gehalten wird, in welchem Licht es erscheint und wie es bewertet wird (Engelhardt 1990a: 217).

Hinzu kommt, dass die Konstruktion von Biographien auch vom Kontext der Interviewsituation beeinflusst wird, etwa indem ein bestimmtes Darstellungsformat vorgegeben wird (Interviewpartner muss sich als Individuum darstellen), indem Machtverhältnisse zum Tragen kommen können (Interviewpartner muss sich gegenüber einem akademisch gebildeten Interviewer positionieren) oder indem durch die Formulierung des Erkenntnisinteresses zwangsläufig ein bestimmtes Diskursfeld festgelegt wird (Interviewpartner wird als

8 Damit muss man auch bei der biographischen Forschung zwangsläufig ein Vorgehen akzeptieren, das Giddens (1997) als „Doppelte Hermeneutik“ beschreibt und Geertz für ethnologische Schriften als Interpretationen „zweiter und dritter Ordnung“ konstatiert: „Sie sind Fiktionen, und zwar in dem Sinn, dass sie etwas ‚Gemachtes‘ sind, ‚etwas Hergestelltes‘“ (Geertz 1987: 22 f.), da der Forscher bei der Analyse von Interviews immer bereits Interpretationen interpretiert. Grundsätzlich haben damit qualitativ-verstehende Verfahren, „Dekonstruktionen und/oder Rekonstruktionen von Handlungszusammenhängen [...] keinen Anspruch auf Repräsentativität und intersubjektive Überprüfbarkeit“ (Reuber 1999: 43), sondern folgen den Gütekriterien Plausibilität, interpretative Stimmigkeit und interne Validität (Freis und Jopp 1998).

„Unternehmer“ oder als „Türke“ angesprochen). Dies ist zwar bei ausnahmslos allen quantitativen wie qualitativen Befragungen der Fall und lässt sich auch nicht verhindern, sollte aber bei der Interpretation der erzeugten Texte bedacht werden.

Die für biographische Erzählungen konstitutive Verschneidung von Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive hat Konsequenzen für die Auswertung. Unabhängig vom Erkenntnisinteresse müssen immer beide Ebenen, nämlich sowohl das *erlebte* Leben als auch die *erzählte* Lebensgeschichte (als das gegenwärtige Präsentationsinteresse) zunächst einzeln rekonstruiert und anschließend in der biographischen Gesamtsicht integriert werden, um interpretative Fehlschlüsse gering zu halten (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997: 419). Die Wahl der Textsorte, in der bestimmte Themenfelder, Handlungssituationen oder Lebensepisoden präsentiert werden, gibt dabei wichtige Hinweise: Je stärker der erzählerische Darstellungsmodus die autobiographische Darstellung bestimmt, „desto deutlicher tritt das Ich der Vergangenheit mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen in den Vordergrund“. Je stärker dagegen Bewertungen und Argumentationen dominieren, „desto stärker schiebt sich das Ich der Gegenwart mit seiner Sinn- und Selbstsuche in den Vordergrund“ (Engelhardt 1990b: 78).⁹

Mit Erzählungen, die im Verlaufe einer biographischen Präsentation von Unternehmern generiert werden, können situierte Handlungsabläufe rekonstruiert werden. Damit werden Fragen der absichtsvollen und kontextabhängigen Verwendung von kulturellen Bedeutungszuschreibungen im Sinne des Konzepts „Transkulturalität als Praxis“ zugänglich. Darüber hinaus können mit Erzählungen

9 Die „Entlockung“ von Erzählungen konkreter Handlungssituationen erweist sich in der Praxis häufig als schwierig. Gerade „erfolgreiche“ Unternehmer sind daran gewöhnt, reflektierend zu analysieren und zu begründen. Ihre biographischen Selbstpräsentationen sind daher häufig durch Argumentationen bestimmt. Trotzdem können sogar im Extremfall einer Präsentation ausschließlich durch Argumentationen Schlüsse auf die Selbstsicht des Autobiographen und sein Präsentationsinteresse gezogen werden.

auch die zu der jeweiligen Handlungssituation führende Handlungs-*geschichte* und spätere Handlungsbewertungen rekonstruiert werden. Dies trägt der Prozesshaftigkeit allen sozialen Lebens Rechnung. Dahinter steht die Auffassung, dass die Lebensgeschichte ein wichtiges Mittel der Handlungsorientierung ist: Konkrete Ereignisse werden durch Sinn- und Bedeutungszuschreibungen zu Erfahrungen, und die Biographie wird damit zu einem Erfahrungsreservoir und Sinnhorizont, der einer situationsflexiblen Handlungsorientierung dient (Fischer-Rosenthal 1991: 255).

Selbstverständlich bewegen sich Lebenswege immer in einem bereits strukturierten sozialen Feld, womit Biographien auch als Ergebnis der Reproduktion von Klassenverhältnissen betrachtet werden können (Alheit und Hoerning 1989a: 13, nach Bourdieu 1981). Ebenso kann z.B. machtvollen Ethnisierungsdiskursen eine erhebliche Relevanz für die Konstitution von Lebensläufen zugeschrieben werden. Eine Biographie ausschließlich als Diskurseffekt oder Klasseneffekt zu begreifen, ginge jedoch an der Handlungswirklichkeit der Individuen vorbei. Ein Konzept „biographischer Ressourcen“ erscheint damit – dies werden auch die Unternehmerbiographien bestätigen – tragfähiger als das in der „Immigrant Business“-Forschung teilweise verwendete Konzept der „Klassenressourcen“. Biographische Ressourcen werden hier verstanden als im Laufe der (Unternehmer-)Biographie aufgeschichtete Wissensbestände, die in unterschiedlichen Handlungssituationen aktiviert, erweitert oder überarbeitet werden.¹⁰ Von großem Interesse sind dabei Situationen, die einen besonderen Handlungs- und Orientierungsbedarf beinhalten und die i.d.R. mit einer Neukonstruktion der eigenen Biographie einhergehen. Migration, Arbeitslosigkeit, auch aber die Entscheidung, sich selbständig zu machen, stehen gewöhnlich für solche

10 Auf der anderen Seite zählt biographisches Wissen aber auch zu Ressourcen, die „als Wertanlagen gesellschaftlich geschätzt und dadurch individuell für die Ausgestaltung zukünftiger biographischer Projekte verwendet werden können“ (Hoerning 1989: 148). Allerdings ist bereits an dieser Stelle anzumerken, dass insbesondere Erfahrungen von Migranten oder deren Nachkommen i.d.R. gesellschaftlich nicht honoriert werden.

Schritte der „Selbsttransformation“ (Kontos 1997: 283), bei denen neue Lebensentwürfe formuliert werden (Kupferberg 2000: 15).

In alltäglichen oder unternehmerischen Handlungssituationen interagiert die Kategorie „Biographie“ dabei stets mit gesellschaftlich konstruierten Kategorien. Dausien (1996: 5) verdeutlicht dies am Beispiel der Kategorie „Geschlecht“: „Wenn ich in einer bestimmten Situation handle, tue ich dies *als Frau/Mann* (und reproduziere damit zugleich ein bestimmtes Geschlechterverhältnis) und ich handle als Frau/Mann mit bestimmten *biographischen* Erfahrungen und Erwartungen“. Wie die spätere Analyse zeigen wird, lässt sich dies auch auf die Produktion und Reproduktion kultureller Ordnungen und die Frage der Verhandlung kultureller Grenzziehungen in Interaktionssituationen übertragen: Wie und in welchen Handlungssituationen rekurren Unternehmer auf welche Deutungsmuster und welche Grenzen ziehen sie dabei? Gerade in der hierdurch gegebenen Möglichkeit, diskursiv vermittelte Klassifikationsschemata mit biographischen Erfahrungen in der konkreten Handlungssituation zu verknüpfen, liegt eine (weitere) Stärke des empirischen Zugangs mit biographischen Methoden. Und dadurch, dass die Ziehung von Grenzen und ihre Wirkung im Rahmen einer biographischen Gesamtsicht zugänglich gemacht wird, kann dem biographischen Zugang schließlich auch das Potenzial zugeschrieben werden, Fremdheit zu überwinden und eigene Grenzziehungen zu reflektieren.

Exkurs: Zur Auswertung biographischer Interviews

Für die vorliegende Arbeit wurden 45 narrativ-biographische Interviews mit Berliner Unternehmern türkischer Herkunft geführt und auf Band aufgezeichnet. Dabei wurde versucht, die vorgefundene Heterogenität an Branchengruppen und Betriebsgrößen wie auch das unterschiedliche Alter und den Migrationshintergrund der Unternehmer zu berücksichtigen (vgl. Tab. 1). Die Interviews fanden nach persönlicher Kontaktaufnahme i.d.R. nach Geschäftsschluss an ein bis zwei Terminen statt und dauerten zwischen 30 und 240 Minuten. Von allen Interviews wurden unmittelbar nach dem Gespräch die Interviewsituation und der Lebenslauf der Unternehmer festgehalten. 36 Interviews wurden später verschriftet (vgl. Tab. 2) und standen für eine weitere Auswertung zur Verfügung.

Tabelle 1: Verzeichnis der narrativ-biographischen Interviews

	Branche	Alter (Geschlecht)	Generation* (vgl. Abb. 8)	Staatsan- gehörigkeit	Anzahl der Mitarbeiter	Jahr der Gründung	Gesprächs- dauer (min)
Gastro- nomie	Kaffeehaus	29 (m)	2-2	türk.	0	2000	114
	Imbiss	50 (m)	Bild.	türk.	0	1983	30
	Restaurant	40 (m)	3	deu.	3	2001	60
Lebensmittel- einzelhandel	Kiosk	34 (m)	So	türk.	0	1999	85
	SB-Laden	36 (m)	So	deu.	5	1996	80
	SB-Mehrbetriebsunternehmen	32 (m)	2-2	deu.	45	1995	75
	Lebensmittelgroßhandel	25 (m)	2-2	türk.	11	1999	45
	Getränkegroßhandel	47 (m)	Bild.	deu.	4	1982	30
	Bäckerei	46 (w)	2-1	türk.	5	2000	95
Sonstiger Einzelhandel	Brautmoden	28 (m)	3	deu.	3	?	40
	Telefone-Mehrbetriebsunternehmen	36 (m)	2-1	türk.	> 20	1994	135
	Blumen	28 (w)	3	deu.	3	2000	150
	Foto- Mehrbetriebsunternehmen	35 (m)	2-2	türk.	~ 10	1986	85
	Hi-Fi-Mehrbetriebsunternehmen	45 (m)	Bild.	deu.	~ 50	1982	100
Haushaltsorientierte Dienstleistungen	Bestellungen	29 (m)	So.	türk.	8	1996	115
	Gebäudereinigung	32 (m)	So.	türk.	90	1997	140
	Versicherungen	36 (m)	2-1	deu.	0	2000	210
	Friseur	33 (w)	2-2	deu.	3	1995	115
	Reisebüro	34 (w)	2-2	türk.	2	1997	85
	Taxibetrieb	40 (m)	So.	türk.	4	1994	135
	Häusliche Pflege	34 (w)	2-2	deu.	37	1999	170
Hochwertige Dienstleistungen	Kfz-Gutachterbüro	51 (m)	1	deu.	1	1987	200
	Handel mit Telefoneinheiten	28 (m)	2-2	deu.	14	1998	90
	Unternehmensbeteiligungen	52 (m)	Bild.	deu.	1	1982	55
	Unternehmensberatung	50 (m)	Bild.	deu.	0	1984	50
	Werbeagentur und Filmproduktion	54 (m)	Bild.	deu.	~ 50	1994	105
	Unternehmensberatung	36 (m)	2-2	deu.	16	1998	135
	Steuerberatung	30 (m)	2-2	deu.	16	1994	170
	Wirtschaftsprüfer, Steuerberater	40 (m)	2-2	deu.	1	1999	105
	Ingenieurbüro	46 (m)	2-1	türk.	2	?	81
	Werbeagentur	30 (m)	3	deu.	14	1996	210
Haushaltsor. Handwerk	Unternehmensberatung	55 (m)	Bild.	türk.	1	1997	40
	Leuchtreklamen	35 (m)	So.	deu.	2	?	60
	Elektroinstallationen	36 (m)	2-2	deu.	3	1995	65
	Änderungsschneiderei	33 (w)	2-2	türk.	1	2001	100
	Autowerkstatt	41 (m)	So.	türk.	5	1990	185
Sonst. Handwerk, Produktion	Schüsseldienst, Schließanlagen	35 (m)	2-1	türk.	8	1995	135
	Fotosatz, Druckerei	45 (m)	Bild.	türk.	12	?	90
	Tischlerei	46 (m)	2-2	türk.	1	1998	100
	Dachdeckerei	40 (m)	2-1	?	14	1987	60
	Dönerproduktion	60 (m)	1	?	<100	?	65
	Glaserei	28 (m)	So.	deu.	5	1999	110
	Schließsystemeherstellung	54 (m)	1	deu.	~ 75	1981	180
	Edelstahlbau	42 (m)	2-1	deu.	6	1993	60

Tabelle 2: Hinweise zu den verwendeten Transkriptionsregeln

Bei der Transkription narrativer Interviews werden uneinheitliche Regeln verwendet. Sie reichen von einer vollständigen Übertragung des Interviews in Lautschrift – der größtmöglichen Genauigkeit der Wiedergabe steht hier eine sehr schwierige Lesbarkeit gegenüber – bis zu einer „Übersetzung“ des Interviews ins Hochdeutsche, bei der die Lesbarkeit am komfortabelsten, der Text aber sehr weit vom gesprochenen Wort entfernt ist. In der vorliegenden Arbeit wurde daher ein Mittelweg beschritten, dem die folgenden Transkriptionsregeln zu Grunde liegen:

Transkription des gesprochenen Wortes

- Leichte Dialekte und Fehler in der Aussprache einzelner Wörter werden in normales Schriftdeutsch übertragen
- Sämtliche Füllwörter wie „äh“, „ähm“ werden transkribiert
- Deutliche Wortbetonungen werden fett geschrieben: „Da hat er **gelacht**, ist das nicht **frech**?“
- Unverständliche, aber erahnte Wörter werden kursiv geschrieben: „Deshalb habe ich *Hasan* geholfen“
- „Die Anzahl gänzlich unverständlicher Wörter wird kursiv in runde Klammern geschrieben: (*Wort*), (*Wörter*), (*Satz*) oder (*Sätze*), soweit möglich ergänzt um Anmerkungen, die der Einordnung des nicht Verstandenen dienen: „Dann habe ich (*Wort: Name des Freundes*) mit nach Hause genommen“

Transkription von Pausen und „hörbaren Gesten“

- Redepausen werden entsprechend ihrer Länge wiedergegeben: (.) = kurze Redepause unter 2 sek., (...) = mittellange Redepause 2–5 sek., (...) = längere Redepause > 5 sek.
- „Hörbare Gesten“ (*lacht, atmet schwer, zieht Luft durch Nase*), hörbare Änderungen der Rede-weise (*lachend, weinend*), und Unterbrechungen mit Bandabschaltungen (*2 min. Telefonat, 3 min. Gespräch mit Kunden, auf Verlangen Band abgeschaltet, Interviewpartner überlegte in dieser Zeit ...*) werden kursiv in runden Klammern festgehalten

Transkription von Satz- und Wortunterbrechungen

- Satzunterbrechungen werden durch Auslassungszeichen am Beginn und Ende der Unterbrechung gekennzeichnet:
Yilmaz: Dann habe ich 1965 ...
Robert: 1965?
Yilmaz: ... den Laden, ja, eröffnet.“
- Satzabbrüche werden durch ein Rautenzeichen # gekennzeichnet
- Wortabbrüche werden durch einen Bindestrich am Wortende gekennzeichnet: „Nach Berlin kam ich vor se-, nein vor siebzehn Jahren“.

Anmerkungen zur Zitierweise und zur Wiedergabe von Interviews im Text

- Auslassungen werden durch Auslassungszeichen in eckigen Klammern [...] gekennzeichnet
- Anmerkungen des Verfassers werden in eckigen Klammern [xxx] geschrieben
- Quellenangaben am Ende des Zitats verweisen auf den entsprechenden Absatz im nach Absätzen durchnummerierten transkribierten Interview

Für 11 Interviews wurden Biographieanalysen nach dem von Rosenthal entwickelten Auswertungsverfahren durchgeführt (vgl. detaillierter Rosenthal 1987: 143–244 und 1995: 208–226):

- Die zunächst getrennte Analyse von erlebtem Leben und erzähltem Leben. So werden die beiden für die Präsentation einer Lebensgeschichte konstituierenden Ebenen (s.o.) berücksichtigt.
- Das abduktive Vorgehen, bei dem anhand des Textmaterials möglichst viele denkbare Hypothesen formuliert werden, zu denen

anschließend Folgephänomene deduziert werden („wenn Hypothese x zutrifft, müsste y eintreten“), was ein induktives „Testen“ der Hypothesen an weiteren Textstellen ermöglicht. Damit wird dem Anspruch an größtmögliche Offenheit dem Fall gegenüber Rechnung getragen.

- Die Herausarbeitung „thematischer Felder“, welche die zentralen Themen der Biographie und das damit verbundene Präsentationsinteresse des Autobiographen bezeichnen.

Die biographischen Analysen der vorliegenden Arbeit gliedern sich in vier Auswertungsschritte. Im ersten Schritt der „Analyse der biographischen Daten“ werden zunächst alle biographischen Daten aus dem Interviewtext extrahiert und chronologisch geordnet – und zwar unabhängig von der Reihenfolge ihrer Nennung und unter Streichung jeglicher Interpretationen und Ausschmückungen durch den Autobiographen.

Bei den folgenden biographischen Daten wird dann geprüft, ob diese Hypothesen aufrechterhalten werden können. Die Hypothesenbildung zu den biographischen Daten dient hauptsächlich zur Vorbereitung der Fallrekonstruktion (dritter Schritt). Außerdem ist sie das wichtigste Hilfsmittel, um eine maximale Offenheit der Interpretation zu gewährleisten, die auf diese Weise unbeeinflusst von der Präsentation und Interpretation der Ereignisse durch den Interviewpartner (etwa „das war eine schwere Zeit“) verlaufen soll.

Im zweiten Schritt der „Text- und thematischen Feldanalyse“ wechselt die Auswertung vom erlebten zum erzählten Leben. Hierbei wird das Interview zunächst nach Themen, Sprecherwechseln und v.a. Textsorten wie Erzählungen, Beschreibungen oder Argumentationen sequenziert. Dahinter steht die Überlegung, dass die Wahl der Textsorte – ebenso wie der Zeitpunkt, an dem ein Thema eingeführt wird – für die Darstellung eines Sachverhaltes nicht bedeutungslos, sondern mit einem bestimmten Präsentationsinteresse verbunden ist. So kann eine Argumentation beispielsweise auf einen Legitimationsbedarf verweisen (sich selber, dem Interviewer oder einer gesellschaftlichen Norm gegenüber) oder dazu dienen, einem problematischen Thema auszuweichen. Nach der Textsequenzierung werden wiederum zu jeder Sequenz Hypothesen dazu aufgestellt, warum welches Thema an welcher Stelle in welcher Textsorte

eingeführt und präsentiert wird. Es geht also weniger um die Frage, welche Bedeutung eine Situation damals für den Autobiographen hatte, sondern welche Bedeutung sie in der Gegenwart für ihn hat. Parallel zur Textanalyse werden die zentralen „thematischen Felder“ des Interviews herausgearbeitet, etwa „Mein Weg zum erfolgreichen Unternehmer“ oder „Mein gescheitertes Leben nach der Migration“.

In der im dritten Schritt folgenden „Rekonstruktion der Fallgeschichte“ werden die biographischen Daten (erster Schritt) aufgegriffen und mit den Deutungen des Biographen, die er in den entsprechenden Interviewpassagen zu diesen Daten vorgenommen hat, kontrastiert. Ziel dieses Analyseschrittes ist es, die biographisch relevanten Erlebnisse sowie deren Bedeutung in der erlebten Zeit zu rekonstruieren. In dem Schritt werden also Handlungssituationen in ihrem damaligen Kontext biographischer Erfahrung und situativer Einbettung betrachtet. In einem abschließenden vierten Analyseschritt werden schließlich die erlebte Lebensgeschichte (Vergangenheitsperspektive) und erzählte Lebensgeschichte (Gegenwartsperspektive) kontrastiert.

Durch das strenge formale Vorgehen bei der biographischen Analyse wird den unterschiedlichen Ebenen und Perspektiven der biographischen Konstruktion Rechnung getragen. Gleichzeitig bleibt die größtmögliche Offenheit dem Fall gegenüber gewahrt. Eine solche Offenheit wurde in der vorliegenden Arbeit auch dadurch umgesetzt, dass die Ergebnisse der Analyse kommunikativ validiert worden sind: Die Auswertungen der Interviews wurden in einer Arbeitsgruppe diskutiert¹¹ und auf ihre Plausibilität und interpretative Stimmigkeit geprüft.

11 Mein besonderer Dank an dieser Stelle gilt der DFG, die das Zustandekommen einer solchen Arbeitsgruppe durch die finanzielle Förderung des Projektes ermöglichte, und meiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin Carina Großer-Kaya. Sie hat nicht nur einige narrativ-biographischer Interviews geführt (v.a. in türkischer Sprache), sondern durch ihre wertvolle Unterstützung bei deren Auswertung maßgeblich zum Erfolg des Projektes beigetragen.

Der methodische Dreischritt der Untersuchung

Narrative Interviews und deren biographieanalytische Auswertung sind ein zentrales Standbein der folgenden Arbeit. Die Vielschichtigkeit der Fragestellung verlangt aber auch den Einsatz anderer Erhebungsverfahren. So erfordern insbesondere die Aspekte der strukturellen Rahmenbedingungen des Handelns und die Analyse der Frage, welchen Stellenwert und welchen Umfang die unternehmerische Selbständigkeit unter Migranten (und deren Nachkommen) überhaupt besitzt, einen makroanalytischen Zugang zum Forschungsfeld. Die Biographieanalysen wurden deshalb eingebettet in einen methodischen Dreischritt, der ergänzende qualitative Auswertungsverfahren sowie quantitative Methoden integriert.

Vor dem Hintergrund der methodischen Anforderungen können die vornehmlich pragmatischen Gründe nachvollzogen werden, die für das Fallbeispiel „Unternehmer mit türkischer Herkunft in Berlin“ sprechen. So stellen sie erstens die mit Abstand größte und ökonomisch bedeutendste Gruppe unter den Existenzgründern mit Migrationshintergrund: Im Jahr 2000 existieren in Deutschland ca. 55.000 türkische Unternehmen mit rund 293.000 Beschäftigten und einem Jahresumsatz von ca. 25 Mrd. Euro (Schätzungen von ATIAD 2001). Zweitens besteht bei den Betrieben türkischer Selbständiger eine starke sektorale Differenzierung. Den ursprünglich dominierenden kleinbetrieblich strukturierten Unternehmen im Einzelhandel und in der Gastronomie stehen mittlerweile zahlreiche Mittel- und Großunternehmen mit mehreren hundert Beschäftigten sowie wissensintensive Dienstleistungsfirmen gegenüber. Hinsichtlich des unternehmerischen Handelns können damit größen- und branchenspezifische Unterschiede betrachtet werden. Und drittens schließlich kann durch das frühe Einsetzen der Zuwanderung von Türken, die im Unterschied zu Migranten aus anderen Herkunftsländern zudem bis in die Gegenwart andauert, der Einfluss unterschiedlicher Migrationserfahrungen und -gründe analysiert werden.

Speziell Berlin ist mit 121.000 Einwohnern türkischer Staatsangehörigkeit und rund 52.000 deutschen Staatsbürgern türkischer Herkunft (Statistisches Landesamt Berlin 2004) die Stadt Deutschlands, in der die meisten Menschen mit türkisch-deutschem Migrationshintergrund leben. Hinzu kommt, dass in Berlin rund 5.200 Betriebe

von Unternehmern türkischer Herkunft existieren. Damit ist nicht nur eine bundesweit unvergleichlich große Grundgesamtheit und Datenbasis gegeben, sondern es werden auch nahezu sämtliche Betriebsgrößen (vom Einpersonenbetrieb bis zum mittelständischen Unternehmen) und Branchengruppen (von der Imbissbude bis zur industriellen Produktion) abgedeckt. Außerdem annonciert ein großer Teil der Unternehmen türkischer Herkunft in dem seit 1995 jährlich erscheinenden Branchenbuch *Is Rehberi* (mit durchschnittlich mehr als 2.000 Eintragungen jährlich), was den Zugang zum Forschungsfeld erheblich erleichterte.

Kartierungen

Im ersten Schritt wurde das Forschungsfeld quantitativ durch Kartierungen erschlossen. Hierdurch konnten Aussagen über den Umfang, die sektorale Struktur und die räumliche Verteilung der Betriebe türkischer Unternehmer in Berlin getroffen werden.

Basierend auf den Eintragungen im *Is Rehberi* (2001 und 2002) und den räumlich feingliedrig differenzierten Einwohnerstatistiken des Statistischen Landesamtes Berlin¹² wurden hierfür zunächst Gebiete unterschiedlicher Bevölkerungsstruktur sowie Betriebsdichte ausgewählt¹³. Die in diesen Gebieten ansässigen Betriebe türkischer Unternehmer wurden anschließend mit einem einheitlichen Kartierungsbogen erfasst (Totalerhebung) und die wesentlichen Betriebsmerkmale festgehalten: die Branche, die Verkaufsfläche (bei Betrieben in Ladenlokalen), die Adresse, der Namen und die Schaufensterbeschriftung.

Der Vergleich der Kartierungsergebnisse mit den Eintragungen im *Is Rehberi* erlaubte Aussagen über die Fluktuation der Betriebe. Darüber hinaus konnte ein branchenspezifischer Quotient ermittelt werden (vorhandene Betriebe/Branche bezogen auf annoncierende

12 885 Teilverkehrszellen (Nachbarschaften) als kleinste statistische Einheit.

13 Fünf Nachbarschaften in Spandau, sechs in Charlottenburg, eine in Wilmersdorf, eine in Reinickendorf, fünfzehn im Wedding, acht in Tiergarten, neun in Schöneberg, zwanzig in Kreuzberg, eine in Tempelhof, neunzehn in Neukölln.

Betriebe/Branchen), der anschließend auf die nicht kartierten Gebiete übertragen wurde. Hierdurch gelang es, die Gesamtzahl der in Berlin ansässigen Betriebe türkischer Unternehmer nach Branchengruppen hochzurechnen. Außerdem konnten Betriebe in die späteren Befragungen und Interviews einbezogen werden, die nicht im *Is Rehberi* verzeichnet waren und sich damit nicht explizit an eine türkisch abgegrenzte Zielgruppe wenden.

Außer solchen grundlegenden Kennziffern über die sektorale Struktur des Forschungsfeldes ließen sich mit Hilfe der Kartierung Aussagen über die räumliche Verteilung der Betriebe treffen, was u.a. für die Beurteilung der Relevanz des Nischenmarktkonzeptes von Bedeutung ist.

Ergänzende qualitative Erhebungsverfahren

Qualitative Inhaltsanalyse

Ergänzend zu den elf biographischen Analysen wurden alle 36 transkribierten Interviews mit inhaltsanalytischen Verfahren ausgewertet, wobei das von Mayring (1995, zusammenfassend 1996: 91–98) entwickelte Verfahren der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse zu Grunde gelegt wurde.

Der Grundansatz dieses Analyseverfahrens steht den methodologischen Grundprinzipien einer biographischen Analyse fundamental entgegen. Während bei der Biographieanalyse der Einzelfall das Analyseobjekt ist, wird die Einheit des Falles bei der qualitativen Inhaltsanalyse aufgebrochen. Die Zielsetzung ist auch weniger das Verstehen der Handlungen eines individuellen Akteurs unter Berücksichtigung des jeweiligen (biographischen) Handlungskontextes. Vielmehr steht die Entwicklung subjektunabhängiger „Argumentationstypen“ im Vordergrund. Hierzu wird das gesamte vorliegende Textmaterial ungeachtet der jeweiligen Textlieferanten anhand eines induktiv oder deduktiv entwickelten Kategoriensystems in kleine Einheiten zerlegt, die anschließend weitgehend getrennt voneinander weiter bearbeitet werden.

Die solchermaßen arbeitende qualitative Inhaltsanalyse ist durch die Dekontextualisierung mit großen Nachteilen behaftet. Sie besitzt allerdings den Vorteil, große Materialmengen verarbeiten zu können. So konnten für diese Arbeit rund 1.200 Seiten transkribierter

Interviewprotokolle ausgewertet werden. Die qualitative Inhaltsanalyse wurde daher als ergänzendes Verfahren eingesetzt, um eine spezifische Fragestellung zu bearbeiten: Lassen sich die gängigen Modellvorstellungen zum „Immigrant Business“ für Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin nachvollziehen? Deduktiv an die Texte herangetragene Kategorien wie „Arbeitslosigkeit“, „rechtliche Rahmenbedingungen“, „Nischenmarktorientierung“ oder „familiäre Unterstützung“ bildeten daher die erste Stufe der Strukturierung und Kodierung des Textmaterials. Die Gliederung in Untertypen erfolgte anschließend induktiv, d.h. aus dem Text heraus, wodurch unterschiedliche Handlungsweisen ausdifferenziert werden konnten.¹⁴

Expertengespräche

Ergänzend zu den biographischen Interviews wurden sechs Expertengespräche geführt, um das in den entsprechenden Institutionen verankerte Wissen für die vorliegende Arbeit nutzbar zu machen und einen breiteren Zugang zum Forschungsfeld zu erlangen. Zwei Themenbereiche standen im Vordergrund, die aus unterschiedlichen Richtungen beleuchtet werden sollten: das Phänomen der zunehmenden Selbständigkeit unter der Bevölkerung türkischer Herkunft sowie ihre Situation auf dem Arbeitsmarkt und im Bildungsbereich.

Herr Arif Özserin ist Leiter des Karma-Verlages, eine Tochtergesellschaft des Konzept-Verlages. Er entwickelte 1995 die Idee, das Branchenbuch *Is Rehberi* für türkische Unternehmer herauszugeben und ist seitdem für dessen Erscheinen verantwortlich. Durch seine Tätigkeit ist Herr Özserin gut mit der Unternehmenslandschaft Berlins vertraut. Er konnte daher insbesondere Informationen über allgemeine Probleme der Betriebsgründung durch türkische Selbständige und – aus Kenntnis der Anzeigenverwaltung für das Branchenbuch – über Fluktuationsraten beisteuern.

Herr Genc ist Mitarbeiter des *Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg (TBB)*, einem überparteilichen Dachverband von 19 Mit-

14 Zur Kodierung der Texte entsprechend des Kategoriensystems wurde das Programm MaxQDA genutzt (zur computergestützten Analyse qualitativer Daten vgl. Kuckartz 1999).

gliedsorganisationen und Einzelpersonen. Der *TBB* setzt sich nach eigenen Angaben für die „rechtliche, soziale und politische Gleichstellung der eingewanderten ethnischen Minderheiten und für das friedliche Zusammenleben von Deutschen und Nicht-Deutschen“ ein (Türkischer Bund Berlin-Brandenburg 2002). Herr Genc informierte vornehmlich über die spezielle Problematik des Berliner Arbeitsmarktes, über Probleme der Arbeitsmarktintegration der türkischen Bevölkerung sowie über Projekte des *TBB* zu deren Behebung, etwa die Bereitstellung von Ausbildungsplätzen in den ortsansässigen türkischen Unternehmen.

Herr Pfützenreuter ist Mitarbeiter der Ausländerbeauftragten von Berlin und zuständig für Fragen der Ausländerpolitik. Er berichtete vornehmlich über die Zuwanderung von Türken nach Berlin, über den Wandel der Ausländerpolitik in Berlin und die von der Ausländerbeauftragten verfolgten Integrationskonzepte.

Herr Talid Cangiskan arbeitet in der Sozialberatungsstelle des Mevlana-Moscheevereins, dessen Ausrichtung als konservativ zu bezeichnen ist (beispielsweise unterstützt er die Arbeit von *Milli Görüş* mit einer Spendenaktion zum Schlachtfest und anderen Aktivitäten). Die Mevlana-Gemeinde ist nach eigenen Angaben mit 1.200 Mitgliedern die größte muslimische Gemeinde Berlins und besteht seit 28 Jahren. Herr Cangiskan stellte die Auffassungen seiner Organisation zur Integrationspolitik und Religionsausübung vor und vermittelte einen Eindruck von der Organisation islamischen Lebens in Berlin sowie von der Bedeutung des Moscheevereins und des Freitagsgebets als „Kontaktbörse“, die auch von Unternehmern genutzt wird.

Ahmet Ersöz ist Pressesprecher der *Türkisch-Deutschen-Unternehmervereinigung (TDU)* in Berlin. Ednan Yillar, Asim Uluc, Ali Uzun und Herr Karasun bilden den Vorstand des Unternehmerverbandes *MÜSIAD* in Berlin (*Unabhängige Industrielle und Unternehmer e. V.*). Die beiden sehr unterschiedlichen Unternehmensverbände – *TDU* wurde 1996 nach acht erfolglosen Versuchen von einer Gruppe in Berlin ansässiger türkischer Unternehmer gegründet, *MÜSIAD-Berlin* wurde 1994 als eine Außenstelle des mächtigen Arbeitgeberverbands in der Türkei gegründet, dem islamistische Tendenzen nachgesagt werden – stehen stellvertretend für die zunehmende formelle Institutionalisierung von Netzwerken türkischer Unternehmer in Deutschland.

Standardisierte mündliche Befragungen

Während die Sinnhaftigkeit unternehmerischen Handelns nur mit qualitativen Verfahren erfasst werden kann, sind für eine adäquate Analyse von relevanten Strukturmerkmalen des Forschungsfeldes quantitative Verfahren unverzichtbar. Diese wurden nach Abschluss der qualitativen Erhebungen im Rahmen einer standardisierten mündlichen Befragung umgesetzt. Folgende Leitfragestellungen standen dabei im Vordergrund:

- Wie ist das Feld der Unternehmer strukturiert? Erfassung sozialstatistischer Merkmale (Alter, Bildung, Nationalität etc.).
- Welchen Migrationshintergrund haben die Unternehmer? Erfassung migrationsrelevanter Daten (Geburtsland, ggf. Jahr der Migration, Herkunftsregion, Migrationserfahrungen und Aufenthaltsort der Eltern ...) und anschließende Ermittlung der „Generation“ des Unternehmers, die bei der weiteren statistischen Datenanalyse als Untersuchungsvariable einbezogen wurde.
- Welches sind die relevanten Branchen, in denen die Unternehmer aktiv sind, und wie beschreiben die Unternehmer ihre ökonomische Situation und ihre Position als Selbständige? Erfassung wesentlicher betrieblicher Strukturdaten (Umsatz, Unternehmer-einkommen, Beschäftigtenzahl, Anzahl Filialen etc.) und Einholen von Selbsteinschätzungen zur Zufriedenheit mit der ökonomischen Situation, der Selbständigkeit und dem Betriebsstandort.
- Wie lässt sich die Gründungssituation der Unternehmer charakterisieren und wie begründen sie ihren Schritt in die Selbständigkeit? Erfassung von Betriebsgründungsdaten (Jahr, Übernahme oder Neugründung, vorherige Beschäftigung etc.) und Einholen von Selbsteinschätzungen zu den Gründungsmotiven.
- Welche Rolle spielen die Familie und persönliche Beziehungen zu anderen Personen mit türkisch-deutschem Migrationshintergrund bei der Unternehmensgründung und bei der Unternehmensführung? Erfassung von Daten zur Charakterisierung von Netzwerken (finanzielle Unterstützung bei Gründung und laufendem Betrieb, Einholen von Beratungsleistungen, Kontakte zu anderen Geschäftsleuten in der Nachbarschaft) und zur Charakterisierung der Mitarbeiterstruktur (Anteil von Familienangehörigen und Angestellten türkischer Herkunft).

Bei der Konzeption des Fragebogens wurde auf Erfahrungen mit Einzelhandelsbefragungen im Rahmen des vom *Zentrum für interkulturelle Studien* der Universität Mainz geförderten Projektes „Ausländische Einzelhändler im Rhein-Main-Gebiet“ (Pütz 2000) zurückgegriffen. Der auf Grundlage der Erkenntnisse aus den biographischen Interviews modifizierte Fragebogen wurde ins Türkische übersetzt, anschließend wurden beide Versionen im Rahmen eines Pre-Tests (n=20) in Berlin geprüft. Die endgültigen Befragungen führten geschulte studentische Hilfskräfte im März 2002 durch.¹⁵ Bei einer vergleichsweise geringen Ablehnungsquote von weniger als 20 % konnten insgesamt 607 türkische Unternehmer im Rahmen einer Zufallsstichprobe in den zuvor kartierten Gebieten befragt werden. Das entspricht einem Anteil an der Berliner Grundgesamtheit von rund 12 %. Aufgrund der Größe der Stichprobe und der weitgehenden Übereinstimmung von Branchenstruktur und Lageparametern mit den entsprechenden Werten der Grundgesamtheit können die Ergebnisse der Befragung als repräsentativ gelten.

Die Darstellungsform

In der vorliegenden Arbeit werden Erhebungsverfahren angewendet, die methodologisch und wissenschaftstheoretisch vollkommen unterschiedlich verankert sind. Dies ermöglicht es aber, das Thema aus mehreren Perspektiven und mit verschiedenen Zugängen zu betrachten, was als sehr fruchtbar für die Erkenntnisgewinnung angesehen wird. Allerdings erwachsen aus den unterschiedlichen Herangehensweisen praktische Probleme der Ergebnisdarstellung, weil sie einer fundamental gegensätzlichen „Logik“ folgen: Die quantitativen Erhebungsmethoden und die qualitativen Inhaltsanalysen sind themenorientiert, d.h. die Beantwortung deduktiv an das Forschungsfeld herangetragen, eng umrissener Fragestellungen steht

15 Mein Dank für die engagierte Mitarbeit gilt an dieser Stelle Olaf Borm, Eva Desch, Peter Glasstetter, Nicole Göbel, Christian Hauzar, Robert Heine und Stephanie Schimo.

im Vordergrund. Narrative Interviews und Biographieanalysen sind demgegenüber fallorientiert, d.h. die Unternehmerbiographie steht im Vordergrund und die Interpretation orientiert sich an induktiv ermittelten thematischen Feldern. Eine Entscheidung für entweder eine themen- oder eine fallorientierte Gliederungsform kann damit nie völlig zufriedenstellend sein.

Aus der unterschiedlichen Perspektivität, die sich auch in einer anderen Sprache der Analyse bemerkbar macht, wurden für die Darstellungsform der Arbeit folgende Konsequenzen gezogen:

- Die Biographieanalysen werden durch graue Balken und ein anderes Absatzformat von den anderen Texten graphisch abgehoben. Die Visualisierung soll den unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema Ausdruck verleihen und der Orientierung dienen.
- Die Entscheidung für eine themen- oder fallorientierte Gliederung der Arbeit fiel zu Gunsten ersterer aus. Die Gliederung lehnt sich damit an zentrale Kategorien in den dominierenden Modellen zum „Immigrant Business“ an. Für dieses Vorgehen spricht, dass bei den Biographieanalysen „thematische Felder“ identifiziert worden sind, die mit den theoretisch abgeleiteten „Themen“ zwar nicht deckungsgleich waren, sich aber gut mit ihnen in Einklang bringen ließen. Trotzdem verbietet es sich, die biographischen Analysen auf die Themen der jeweiligen Kapitel zu reduzieren. Unternehmerbiographien verstehen heißt vielmehr, alle Aspekte einzubeziehen, die den Lebenslauf gestalten und im Rahmen der Selbstpräsentation generiert werden. Ohne eine solche fallgetreue Gesamtsicht wäre auch die Analyse eines isolierten „Themas“ nicht plausibel nachvollziehbar.
- Die Integration der Biographieanalysen in die jeweiligen Kapitel erfolgt in einem Schritt der „dreifachen Verdichtung“. In der umfangreicheren (1) *Biographischen Analyse*, die weitgehend dem Auswertungsschritt der Fallrekonstruktion entspricht, wird entlang des rekonstruierten erlebten Lebens der Hauptteil der Analyse geleistet. Drei Schwerpunkte werden dabei interpretativ besonders ausgebaut: die jeweils wichtigsten biographischen Wendepunkte, die zentralen thematischen Felder, die sich aus dem Interview ergeben haben, und das Thema, das bei der Analyse durch den Bearbeiter an die Interviews heran getragen wurde (i.d.R.

aber mit einem thematischen Feld korrespondiert). In einer anschließenden (2) *Kurzzusammenfassung* werden die wesentlichen Eckpunkte der Analyse stichwortartig festgehalten, um sich die wichtigsten Ergebnisse überblicksartig vergegenwärtigen und in den Interviews orientieren zu können. Abschließend werden die Erkenntnisse aus den biographischen Analysen in Form eines (3) *kontrastiven Vergleichs* fallübergreifend verallgemeinert und in Form einer Synthese mit den theoretischen Vorüberlegungen und den anderen Ergebnissen zusammengefügt. Keiner der drei Analyseschritte ist ohne den vorherigen nachvollziehbar.

Die Biographieanalysen selber folgen zur Orientierung einem ähnlichen Aufbau. Sie beginnen mit einer überblicksartigen *Biographischen Kurzbeschreibung*, in der zur ersten Orientierung die bloßen biographischen Daten vorgestellt werden, und einer kurzen *Beschreibung der Interviewsituation und Globalanalyse*, in welcher der Kontext der Interviewsituation transparenter werden soll. Die eigentliche *Biographische Analyse*, in der die wesentliche Interpretationsarbeit stattfindet, folgt immer dem Ablauf des gelebten Lebens, reicht also von der *Familienkonstellation* bis zur *Selbständigkeit*. Jede Analyse schließt mit einer stichwortartigen *Kurzzusammenfassung*, die jedoch in keinerlei Hinsicht ausreicht, um den Fall oder die thematische Analyse zu verstehen.